

## Rezensionen

Michael Hardt; Antonio Negri: *Empire. Die neue Weltordnung*. Frankfurt/New York: Campus, durchges. Studienausgabe 2003 (Empire, 2000), 461 S.

Manche Bestseller fordern hauptsächlich wissenssoziologische Fragen heraus. Ich mache mich nicht anheischig, die hier aufgeworfenen zu beantworten. Sie müssten etwa lauten: Wie kann in einem vorgeblich theoriefeindlichen Klima ein Buch reüssieren, das zumindest die Erwartung erweckt, ein brandaktuelles Thema zu behandeln und dabei anstatt neuer Informationen oder Analysen des internationalen Systems und seiner Dynamik bestenfalls sehr summarische, oft auch literarische empirische Bezüge, vor allem aber kurzgefasste theoriegeschichtliche Exkurse und ausgedehnte ontologische Reflektionen enthält? Der dem Werk öfters attestierte „Manifest“-Charakter wird allenfalls auf den letzten 20 Seiten auch nur der Form nach eingelöst, ehrlicherweise ohne die an sich unter solchen Vorzeichen zu erwartende Handlungsdirektive. Doch der Reihe nach.

Der Literaturwissenschaftler Hardt und der Politikwissenschaftler und radikale Politiker Negri präsentieren die zentrale These vom Ende der Moderne, welches auch die wesentlichen postmodernen Theorien in seiner Tragweite noch nicht erkannt und vollzogen hätten. Eben dies soll hier geschehen. Im Zentrum der Überlegungen steht dabei das Schicksal der Souveränität am Ausgang der Moderne: Da die Einzelstaaten aufgesprengt werden, verschwindet auch die Souveränität und macht dem Empire Platz. Damit vollzieht sich für Hardt und Negri in verschiedener Hinsicht ein

revolutionärer Zyklus: Zum einen handelt es sich um eine Erneuerung älterer Formen, insbesondere des Römischen Reiches, weshalb es auch naheliegt, dessen Theoretiker, etwa Polybios und die Kirchenväter, in Sonderheit Augustin, heranzuziehen um die neuen Entwicklungen zu verstehen. Zum anderen repräsentierte die Souveränität den Thermidor der Renaissance-Revolution, die seit dem 13. Jahrhundert mit zunehmender Radikalität transzendente Begründungen irdischer Ordnung in Frage gestellt hatte. Um dieser subversiven Immanenz entgegenzutreten, war vor allem in der Gegenreformation das Konzept der Souveränität entwickelt und von den bekannten Theoretikern – Bodin, Hobbes, Locke, Montesquieu, Kant, Hegel – begründet und verteidigt worden. Auch die Französische Revolution diente im wesentlichen der Absicherung und dem Ausbau staatlicher Souveränität, die sich ja entscheidend auf die Kontrolle eines abgegrenzten Territoriums bezieht. Anders die Amerikanische Revolution: Hier begründete die offene Grenze und ihre Expansion – deren Problematik für indigene Völker oder das zu diesem Zweck um ein Drittel seines Staatsgebietes zurechtgestutzte Mexiko eine allenfalls marginale Rolle spielt – eine andere, die Souveränitätsproblematik überbietende Situation, solange dieser Prozess am Laufen gehalten wurde. Doch auch mit der Wende um 1900 setzte sich der mit der Politik Theodores Roosevelts verbundene Trend zum „normalen“, auf Souveränität aufbauenden Imperialismus nicht durch; vielmehr kam es nach dem Steckenbleiben des „internationalen Reformismus“ Woodrow Wilsons zum Kompromiss des New Deal, der dann

nach dem Zweiten Weltkrieg als neue „Stufe in Richtung der Verwirklichung imperialer Souveränität“ (180). Was nun aber seit den 1970er Jahren eingetreten sei, sei mehr als nur eine Verschiebung im Modus der Souveränität: Hardt und Negri behaupten, dass mit dem aktuellen Globalisierungsschub überhaupt das Ende der Souveränität, ihres territorialen und zeitlichen Regimes gekommen sei. Damit verbindet sich nicht nur die Ablösung der Moderne durch die Postmoderne, sondern mit dem entstehenden Primat der Kommunikation auch die Entmaterialisierung der Ökonomie. Als Empire erscheint nun die nicht genauer bestimmte, auf kein Territorium bezogene und dezentrierte Herrschaftsstruktur, die Hardt und Negri am ehesten in den Vereinten Nationen verkörpert sehen – was rund zweieinhalb Jahre nach dem Erscheinungstermin wie blanker Hohn klingen muss.

Wie aber kommen diese Übergänge zustande? Für Hardt und Negri liegen ihnen die vielfältigen revolutionären Bewegungen zugrunde, die gleich zu Beginn für das 20. Jahrhundert, später auch für die Renaissance-Revolution und in Ansätzen für die Gegenwart aufgezählt werden. Sie alle sind nach Hardt und Negri Artikulationsformen der „Menge“ – eine notwendig unbefriedigende Übersetzung von Wendungen wie englisch *crowd* oder französisch *foule* – und ihres „Begehrens“, das im Prinzip der Immanenz zentriert. Die Tätigkeit der Menge trieb vor allem die zu ihrer Einhegung gegen die Renaissance-Revolution aufgebotene Moderne zu immer neuen Veränderungen (dass dabei etwa der wie andere Kategorien recht summarisch herbeizitierte tendenzielle Fall der Profitrate auch eine Rolle gespielt haben könnte, wird gelegentlich erwähnt); vor allem aber verbuchen Hardt und Negri sämtliche revolutionären

Bewegungen des 20. Jahrhunderts als Aufstände gegen die Souveränität, wenn sie auch andererseits das Auftreten eines „linken“ Nationalismus konstatieren. Das kann funktionieren, wenn man so verfährt wie die Autoren, nämlich keine einzige dieser Bewegungen auch nur ansatzweise zu Worte kommen lässt, geschweige denn analysiert. Wie etwa die chinesische Revolution in ihren unterschiedlichen Phasen, angefangen von der Ausrufung der Republik 1911 über die Bewegung des 4. Mai 1919 bis hin zu den verschiedenen Formen einer nationalen Einheitsfront zumal gegen die japanische Invasion und zur Ausrufung der Volksrepublik 1949 sich je gegen das Prinzip staatlicher Souveränität gewandt haben soll, das sie doch permanent einforderte, ist schlechterdings unerfindlich. Freilich wäre das Buch, würde es alle angerissenen Fragen nicht erschöpfend, aber doch adäquat behandeln, also in einer Gründlichkeit, wie dies für den Gang der Argumentation unbedingt notwendig wäre, gut und gerne dreimal so dick geworden. Aber so, nicht allzu eingehend betrachtet, fügt sich auch leichter das eine Mosaiksteinchen zum nächsten.

Die von Hardt und Negri angenommene Grunddynamik entspricht im Prinzip dem bekannten Modell, wonach die Produktivkräfte die überholten Produktionsverhältnisse aufsprengen. Nur hat sich die prognostische Kraft dieser aus einigen pointierten Formulierungen von Karl Marx abgeleiteten Vorstellung im Lauf des 20. Jahrhunderts als problematisch erwiesen. Das gilt insbesondere für die Imperialismus-Schrift Lenins, in der 1916 mit eben dieser Argumentation, der Kapitalismus sei in sein letztes Stadium der Fäulnis eingetreten und daher dem Untergang geweiht, die bevorstehende Revolution in den kapitalistischen Zentren, nicht allein in Russland,

prognostiziert wurde, mit den bekannten Konsequenzen für die drei Jahre später gegründete Kommunistische Internationale. Hardt und Negri attestieren speziell Lenins Imperialismus-Schrift Weitsicht. Sie ersetzen die Entwicklung der Produktivkräfte durch die Schöpferkraft und unter Berufung auf Spinoza vor allem auch durch das „Begehren“ der Menge, das aus ihrer Sicht immer wieder die Beschränkungen der gegebenen Verhältnisse aufbricht und das Kapital zu Innovationen zwingt. Dies gilt insbesondere für die Ablösung des Fordismus als herrschender Arbeits- und Lebensweise, die mit dem Aufstieg von Wissen und Kommunikation zu den wichtigsten Produktivkräften zugleich zur Überwindung der Moderne geführt habe. Hier wird die These von der Dienstleistungsgesellschaft ebenso in einer recht pauschalen, wenig nach einzelnen Dienstleistungsbereichen differenzierten Weise übernommen wie diejenige von der Entmaterialisierung und Entterritorialisierung der Ökonomie. Gerade letzteres muss aus der Sicht von Hardt und Negri die Reste der – immer territorial und einzelstaatlich verstandenen – Souveränität entscheidend treffen. Das bedeutet freilich nicht die Befreiung, sondern rückt diese nur entscheidend näher. Die in Anlehnung an Foucault bestimmte Disziplinargesellschaft wird durch die Kontrollgesellschaft abgelöst. Das „imperiale Kommando“ (353) im entterritorialisierten Empire konstruieren Hardt und Negri wiederum entsprechend den von Polybios für das Römische Reich adaptierten aristotelischen Kategorien in drei Sphären: der monarchischen der Atombombe (Möglichkeit absoluter Zerstörung), der aristokratischen des Geldes (konzentriert in den privilegierten *global cities*) sowie der demokratischen des Äthers, die über-

allhin diffundierte, dennoch strikter Kontrolle unterliegende Kommunikation.

Trotz dieser formidablen Kontrollapparate enthält die aktuelle Situation die „Virtualität“ der Einlösung des Gegenprojektes, die Hardt und Negri wiederum explizit ontologisch entwickeln, konkret aber an den Forderungen nach einem Weltbürgerrecht, nach dem Recht auf Soziallohn und schließlich dem Recht auf Wiederaneignung festmachen. Dies wird etwa im Fall des Weltbürgerrechtes mit den Forderungen der *sans papiers* begründet: „*papiers pour tous*“. Auch wer dieser Forderung, dass „kein Mensch illegal“ sein soll, keineswegs widersprechen möchte, wird sich doch fragen müssen, ob es wirklich das Streben nach Mobilität und Grenzüberschreitung ist, was das Migrationsgeschehen auf der Welt antreibt, wie Hardt und Negri diese Prozesse als Teil des Aufstandes des Begehrens gegen die weiterhin verteidigten Grenzen meinen konstruieren zu können. Die Millionen Kriegsflüchtlinge vor allem auf dem afrikanischen Kontinent, die vermutlich weltweit die Mehrzahl der aktuellen Migranten stellen, dürften das wohl anders sehen.

Hardt und Negri muss das nicht kümmern, weil sie auf einer ganz anderen Ebene argumentieren. Hegels Weltgeist, der gewaltig durch dieses Buch geweht ist, brauchte sich ja ebenfalls nicht so sehr um empirische Petitessen zu scheren. Dies macht vermutlich Stärke und Schwäche zugleich aus: Unbelastet von allzu viel akademischem Apparat – Dialektik wird mal eben auf starre Verhältnisse von Ausschluss und Einschluss im Rahmen der Souveränität eingegrenzt – wird ein großes Bild entworfen und mit einigem Schwung präsentiert. Dass die vielen Zitate und Verweise von Marsilius von Padua bis Frantz Fanon nicht wirklich Ausdruck einer Aus-

einandersetzung mit Denksystemen und -mustern sind, sondern oft eher auf Zitatentklempnerei und name dropping beschränkt bleiben, erleichtert eher das Verfahren. Aber dann bleibt das Problem einer jeden Ontologie: Am Ende muss man's glauben.

*Reinhart Kößler*

Daniel Bensaïd: *Marx for our Times. Adventures and Misadventures of a Critique*. London and New York: Verso 2002, 392 S. (Marx l'intempestif, Paris: Fayard 1995)

Wie Bert Brecht, der sich zu der Zeit unter Anleitung von Karl Korsch gerade darum bemühte, einmal gesagt hat, soll ein ordentlicher Marxismus unter 30.000 Mark nicht zu haben sein – Lebenszeit und -energie noch gar nicht mitgerechnet. Nicht wenige dürften sich in den letzten Jahren gefragt haben, ob ihnen nicht eine krasse Fehlinvestition unterlaufen sei. Ihnen allen sei dieses Buch empfohlen. Es hält zumindest den Lohn einer spannenden Marx-Lektüre bereit, die immer wieder neue, für viele sicher überraschende Ausblicke eröffnet, oder Spannung aufbaut, wie der Autor denn die diversen, hartnäckigen Probleme behandeln mag, die sich auf seiner Reise durch Zentralbereiche der Marx-schen "Kritik der historischen Vernunft", der "soziologischen Vernunft" und des "wissenschaftlichen Positivismus" stellen. Sozialwissenschaftlich von unmittelbarem Interesse ist es, wenn Bensaïd aus der Perspektive der Kritik der politischen Ökonomie neuere Ansätze zumal des "analytischen Marxismus" (Jon Elster, Erik Olin Wright u.a.) kritisiert, Marx etwa mit Rational Choice zu interpretieren oder Klassenformationen entsprechend der Spieltheorie zu konstruieren, und generell eine vehemente Kritik am methodologischen

Individualismus formuliert. Darüber hinaus macht seine Lektüre jedoch auch deutlich, wo Marx – ohne freilich Antworten parat zu haben – doch auf Probleme gestoßen ist und sie formuliert hat, die heute an der Front wissenschaftlicher Grundlagendiskussion zu finden sind. Wenn im Marx-schen Werk, genau betrachtet, etwa fraktale Strukturen, Chaos, Bifurkationen, Unge-wissheit oder differenzierte Zeitmodi auftreten, so liegt dies natürlich nicht an der Prophetengabe des Autors, sondern an dem spezifischen Zugang, den die Kritik der politischen Ökonomie für ein Verständnis der Dynamik und Ideologie des Kapitals eröffnet. Dieses Verständnis ist freilich, wie Bensaïd betont, "negatives Wissen" (349), keineswegs positive Wissenschaft im Sinne des Fortschrittsglaubens des 19. Jahrhunderts, der auch Marx immer wieder fälschlich zugerechnet wird.

Dieser steht für Bensaïd vielmehr in einer Reihe mit den großen Neuerern, die Mitte des 1. Jahrhunderts eine wissenschaftliche Revolution eingeleitet haben, die das bis dahin vorherrschende Newton-sche Paradigma der Physik gesprengt und durch zuvor ganz undenkbar Konzepte erweitert hat: Zufall, Phasen der Unbestimmtheit, Irreversibilität, Zeitpfeil. Neben Marx gilt dies vor allem für die Begründer der Thermodynamik und für Darwin. Gerade ihm ist später ein ähnliches Schicksal widerfahren wie Marx: Ihre Schriften wurden zum Kanon einer Orthodoxie, die glaubte, aus ihnen unmittelbar gültige, eherner Gesetze einschließlich der Möglichkeit sicherer Zukunftsprognosen und Anleitungen zum Handeln abzulesen zu können.

Die hier vorgeschlagene Lektüre, die sich dem kritischen Anspruch der Marx-schen Schriften stellt, kommt zu einem grundsätzlich anderen Ergebnis: Die Kritik der poli-

tischen Ökonomie nimmt in vielerlei Hinsicht Ansätze vorweg, die heute im Rahmen der Theorie komplexer Systeme oder der allgemeinen Systemtheorie diskutiert werden. Dafür lassen sich naheliegende und weniger offenkundige philosophische Vorläufer auffinden: Epikur, Lukrez, Spinoza, Leibniz zumal in der Auseinandersetzung mit Naturbeobachtung und dem Problem des Lebens. Es kann nicht verwundern, dass Hegels Schriften zur Logik in diesen Überlegungen breiten Raum einnehmen. Zumal aus deren Perspektive unterstreicht Bensaïd die zentrale Bedeutung der Warenkategorie und ihrer Widersprüche für die im *Kapital* zur Reife gekommene Marxsche Kritik. Die logische Struktur des Hauptwerkes mit der Gliederung in Produktion, Reproduktion und Gesamtprozess ist demzufolge zugleich ein Aufstieg zu immer größerer Komplexität: Das *Kapital* untersucht ein komplexes System durchaus im aktuellen Sinn: eben das Kapital. In diesem Rahmen stehen u.a. auch die berühmten Marxschen Tendenzgesetze, die deshalb keine einfachen Beschreibungen der Wirklichkeit und keine Gesetze im Sinne der Newtonschen Physik sind.

Zu den spannendsten Aspekten dieser Neulektüre dürfte die Untersuchung unterschiedlicher Modi der Zeitlichkeit gehören. Gegenüber konkurrierenden Ansätzen nicht zuletzt von Heidegger identifiziert Bensaïd unter starkem Bezug auf Benjamins geschichtsphilosophische Thesen als zeitlichen Bezugspunkt der Marxschen Theorie die Gegenwart. Dies hat wesentliche Konsequenzen besonders für den Klassenbegriff. Dieser lässt sich nicht einfach aus der Spannung von Struktur und Handlung deduzieren, sondern erweist sich letztlich als notwendig bezogen auf die Praxiskategorie des „Kampfes“, damit auch auf die in strategischem Handeln enthalte-

ne Dimension von Risiko und Gefahr. Die scharfe Abgrenzung von den während des 20. Jahrhunderts dominierenden marxistischen Strömungen – vom Marxismus der II. Internationale ebenso wie vom Stalinismus – ist hier offenkundig. Freilich überdeckt der stellenweise emphatische Bezug auf den „Kampf“ hier das auch in den konkreten Analysen, die Marx selbst über die Klassenkämpfe seiner Zeit erarbeitet hat (bes. „Klassenkämpfe in Frankreich“, „18. Brumaire“, „Bürgerkrieg in Frankreich“) nicht überzeugend gelöste Problem der tatsächlichen Konstitution von zumal subalternen Klassen als Kollektivsubjekte. Die hier relevanten, von E.P. Thompson angestoßenen Debatten zur „Entstehung der Arbeiterklasse“ werden nicht reflektiert. Auch hätte man sich eine eingehendere Auseinandersetzung mit der ontologischen Begründung der Mission des Proletariats beim jungen Marx gewünscht, zumal Bensaïd völlig zurecht die vor allem in Frankreich lange Zeit in der Nachfolge von Althusser einflussreiche scharfe Abgrenzung zweier Schaffensphasen, von denen die der *Kapital*-Schriften allein Gültigkeit beanspruchen könne, entschieden kritisiert.

In der eingangs angesprochenen faszinierenden Perspektive, dass die Marxsche Theorie zumindest an die Schwelle aktuellster allgemeinwissenschaftlicher Fragestellungen führt, steht für Bensaïd etwa auch die systematische Verankerung der Krise im Theoriegebäude. Klingt dies noch relativ vertraut, so mag überraschen, dass „die Kritik der Politischen Ökonomie“ mit der Überwindung des abstrakten Newtonschen Raumes „eine turbulente Topologie entdeckt, die in Becken, Quellen, Brunnen, Ströme unterteilt ist; einen zusammenhängenden Raum mit Überlappungen und Verknüpfungen, dessen Bruchlinien und Frakturen den Stoffwechsel des ungleichen

Tauschs organisieren. Rosa Luxemburg hat die dynamische Funktion der räumlichen Heterogenität des Weltmarktes unterstrichen. Aber die Heterogenität des nationalen Marktes ... wird selbst beständig von der Mobilität des Kapitals genutzt ...“ (302). Hier deuten sich Herausforderungen an, die eine innovative Marx-Lektüre für die Analyse weltgesellschaftlicher Zusammenhänge bereithalten kann: Heterogenität erscheint hier nicht mehr, wie sie nach inzwischen – dadurch nicht zutreffenderer – Allerweltsweisheit allein den Entwicklungsländern zugeschrieben wird, als Besonderheit und Abweichung von der Norm, sondern als notwendige Konsequenz aus den Prozessen der Kapitalakkumulation, die eben damit ebenso universellen Charakter trägt wie jene. Dahinter taucht die wohl am radikalsten heterodoxe Auseinandersetzung mit dem *Kapital*, zumal mit der Problematik seiner Akkumulation und Expansion auf, die das 20. Jahrhundert gekannt hat: Nicht zufällig war es Rosa Luxemburg in ihrem von den sozialdemokratischen ebenso wie den leninistischen Epigonen geradezu verfeimten opus magnum vorbehalten, als erste und mit später kaum je erreichter Konsequenz die Prozesse der Kolonialexpansion systematisch in die Theorie der erweiterten Reproduktion des Kapitals einzutragen.

Radikaler Sozialwissenschaft steht es gerade angesichts der tiefen Krise, in der sich die neueste Globalisierungswelle befindet, wohl an, sich ihres theoretischen Erbes neu zu vergewissern. Seine Schätze werden nicht durch antiquarisches Bemühen und die Verehrung alter Bücher zu heben sein, sondern allein durch deren Konfrontation mit der aktuellen Entwicklung wissenschaftlicher Forschung und Theoriebildung. Bensaïd hat einer solchen Anstrengung wesentliche Schneisen geschlagen und nachdrücklich

gezeigt, dass sich diese Anstrengung zumindest bei Marx lohnt.

*Reinhard Kößler*

Jürgen Ritsert: *Ideologie. Theoreme und Probleme der Wissenssoziologie*. Reihe Einstiege. Münster: Westfälisches Dampfboot 2002

Ritserts zentrales Problem ist ein „sozialontologisches“: nachzuweisen, dass der Unterschied zwischen Sein und Bewusstsein, Materiellem und Immateriellem, Basis und Überbau in der Realität gegeben sei. Die Gegenposition, die es zu bekämpfen gilt, markiert er durch das „Thomas-Theorem“: „What men define as real is real in its consequences.“ Wer dies unterschreibe, wie vor allem die KonstruktivistInnen, die Wittgensteinianer und Michel Foucault, würde der Gesellschaft die Macht zusprechen, beliebig Realitäten zu schaffen und auch verschwinden zu lassen. Dem hält R. entgegen: „Der Begriff des Hundes bellt nicht.“ (51) Dieses Argumentationsmuster durchzieht das ganze Buch, taucht alle paar Dutzend Seiten wieder auf. Daneben gibt es ein Kapitel zur Interpretation der Marxschen und eines zur Mannheimschen Ideologienlehre, viel Anregendes zu Adorno und Horkheimer, ein Kapitel zu Max Weber und eines zu Habermasens Aufsatz „Erkenntnis und Interesse“ von 1968. Was Habermas danach geschrieben hat, insbesondere seine Versuche zur Überwindung des bewusstseinsphilosophischen und zur Begründung eines kommunikationstheoretischen Paradigmas, wird leider nicht mehr rezipiert. Weiter gibt es ein Kapitel zur angelsächsischen Sprechakttheorie, speziell zu Austin und Searle, eines zu Foucault, schließlich ein Schlusskapitel mit einer relativ ausführlichen Darstellung einiger Er-

gebnisse der empirischen Wissenschaftssoziologie.

Ich muss gestehen, dass ich mit R.'s Buch kaum etwas anfangen kann. Für einen „Einstieg“ ist es didaktisch viel zu wenig aufbereitet. Es fehlt jede ernsthafte Auseinandersetzung nicht nur mit dem späten Habermas, sondern auch mit der positivistischen und neopositivistischen Ideologienlehre (von Geiger über Topitsch bis Albert und Zima), mit Ethnomethodologie und Ethnotheorie, mit Strukturalismus, Poststrukturalismus und Postmoderne. Nicht einmal Gramsci und Lukacs kommen vor. R.'s Problem mit dem Thomas-Theorem ist nur deshalb eines, weil er sich von diesem ein karikaturhaft verzerrtes Bild malt, das er dann zerfetzt. Wenn Thomas schreibt, „was die Menschen als real definieren, ist real in seinen Konsequenzen“ schreibt er eben nicht: „*Ausschließlich* das, was die Menschen als real definieren...“ Auch als Bakterien noch nicht als „real“ definiert waren, hatten durch sie verursachte Epidemien schon „Konsequenzen“ für soziale Prozesse; und Staudämme sind keine Sprachspiele und haben dennoch eben-solche Konsequenzen. All dies bestreitet weder Thomas noch Wittgenstein noch Foucault (allenfalls ein paar ganz durchgedrehte Konstruktivistin, und die nicht ernsthaft). Wenn R. schreibt, er könne über den „eigentlichen Standpunkt“ von Foucault und Wittgenstein zur Frage der Identität oder Nicht-Identität von „Diskurs“ bzw. „Sprachspiel“ und „Gesellschaft“ nichts sagen (157), so hat das seinen guten Grund darin, dass sie darüber selbst nichts zu sagen haben. Sie reden über die Formung des sozialen Zusammenlebens durch den Diskurs bzw. das Sprachspiel, ohne zu bestreiten, dass es auch andere Kausalbeziehungen (einschließlich der umgekehrten) geben kann. Last not least übersieht

R. geflissentlich, dass das, was Karl Marx über den Fetischismus der Waren (wie auch über den des „religiösen Lebens“) zu sagen hat, dem Thomas-Theorem aufs Engste verwandt ist: Wenn hier wie da „die Produkte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabte Gestalten“ (MEW 23, 86) zu werden scheinen, „unter deren Kontrolle“ die Menschen schließlich stehen, „statt sie selbst zu kontrollieren“ (ebd. 89), dann heißt das doch nichts anderes, als dass selbst „Phantasmagorisches“ (ebd. 86) real wird in seinen Konsequenzen, wenn es die Menschen als real definiert.

Völlig ratlos ließ mich schließlich R.'s Begriffsrealismus, sein ständiges Beharren auf der „sozialontologischen“ Behauptung, nicht wir, sondern die Realität mache die Unterscheidung zwischen „Sein“ und „Bewusstsein“ etc.. Vielleicht hilft ja ein Zitat: „Abstrakt gesehen hindert uns nichts daran, ... eine Welt zu errichten, in der es keine solchen Gegenstände wie ‘Pferd’, ‘Blatt’, ‘Stern’ und andere angeblich von der Natur erfundene Objekte gäbe, sondern beispielsweise solche Gegenstände wie ‘ein halbes Pferd und ein Flussabschnitt’, ‘mein Ohr und der Mond’ und ähnliche Produkte surrealistischer Phantasie... Keine Einteilung, und sei es die für unsere Gewohnheiten phantastischste, ist theoretisch weniger gerechtfertigt noch weniger ‘richtig’ als die zur Zeit akzeptierte.“ (Leszek Kolakowski, Traktat über die Sterblichkeit der Vernunft. München 1967, S. 61) Dass wir nicht mit jenen surrealistischen Unterscheidungen arbeiten, liegt daran, dass wir mit ihrer Hilfe keine für uns nützlichen oder erhellenden Aussagen machen können, und nicht daran dass sie ‘falsch’ wären. Dass die Unterscheidung zwischen Sein und Bewusstsein Sinn macht – was ich auch glaube – wäre zu zeigen an den Aussagen, die mit ihrer Hilfe möglich sind, nicht mit

dem immer wiederkehrenden Hinweis auf die mutmaßliche ontologische Beschaffenheit der Welt.

*Gerhard Hauck*

Edward W. Said: *Freud and the Non-European*. London: Verso 2003, 84 S.

Der Titel dürfte Spannung und eventuell auch Verwunderung auslösen. Edward Said ist über sein engeres literaturwissenschaftliches Fachgebiet hinaus vor allem durch sein bahnbrechendes Orientalismus-Buch (1978) bekannt geworden, das eine bis heute anhaltende Debatte ausgelöst hat, die sich aus heutiger Sicht in die Diskussion über Alterität und Postkolonialismus einreihet. Eben darum – um die Konstruktion sowohl der eigenen Identität wie der des Anderen – geht es auch in Saids Interpretation des letzten Werkes von Sigmund Freud, *Der Mann Moses und der Monotheismus* (1937/39). Freud hat darin die These vertreten, Moses sei ein Ägypter gewesen, der nicht nur den Auszug der Israeliten aus Ägypten angeführt, sondern ihnen auch die monotheistische Lehre des Pharaos Echnaton vermittelt habe. Diese Lehre sei aber zunächst so unerträglich gewesen, dass die Israeliten Moses umgebracht hätten. Der Monotheismus habe damit aber eine „Tradition“ begründet, die sich in Freuds in bereits *Totem und Tabu* (1912) niedergelegte Analyse der Religion als neurotischer Verarbeitung des Mordes am Urvater einordnet und einige Generationen später in der eigentlichen Begründung des Judentums wieder zum Durchbruch gekommen sei.

Saids Überlegungen beziehen ausdrücklich die eigene Exilerfahrung ein – er ist in Palästina geboren und lebt seit vielen Jahren in den USA. Ausgehend von Freuds Analyse stellt Said nun einen Aspekt heraus, den dieser, wie Said selbst ausdrück-

lich konstatiert, allenfalls am Rande interessiert haben dürfte: Wenn Moses ein Ägypter war, dann wurde das Judentum nicht nur durch einen Fremden begründet, sondern durch einen Nicht-Europäer, während Freud gerade die Verankerung der Juden in Europa nachdrücklich und mit guten Gründen unterstreicht. Es wird nicht überraschen, dass Said dann die Argumentation auf die Identitätsfindung des Staates Israel verlagert. Ein zusätzliches Motiv ist hier jedoch die enge Parallele, die Freud zwischen der von ihm begründeten Psychoanalyse und der Archäologie gesehen hat, die ja ebenfalls verborgene, un- oder vorbewusste Materialien ans Tageslicht befördert und Vergangenheit so neu konstruierbar macht. Genau dies trifft, wie Said an einigen Beispielen belegt, in besonderem Maße für die archäologisch so überaus wertvolle Region Israel/Palästina zu. Klar unterschiedene Erkenntnisinteressen und damit Forschungsrichtungen entsprechen hier zwei konkurrierenden erinnerungspolitischen Projekten: Tendiert die dem Staat Israel verpflichtete Archäologie dazu, all das zu verdrängen, was auf die Anwesenheit einer nicht-jüdischen Bevölkerung und ihrer Kulturen im historischen Palästina hindeutet und geht damit „Hand in Hand mit einer bestimmten Form kolonialer Siedlungspolitik“ (48), so ist daneben eine „palästinensische Archäologie als Praxis im Befreiungskampf“ entstanden, die sich den „ungeheuer reichen Sedimenten von Dorfgeschichte und oraler Tradition“ zugewendet hat (49).

Eine mögliche Lösung erkennt Said freilich nicht darin, dass sich einer der „nationalistischen Pläne“ durchsetzt, die „dazu neigen, einander zu gleichen“ (48): Vielmehr verweist er im Rückgriff auf die von Isaac Deutscher formulierte Konzeption des „nicht-jüdischen Juden“, die „große

abweichende Tradition“ der „häretischen Denker wie Spinoza, Marx, Heine und Freud“ (52). Sie unterstrichen immer wieder die Einheit aller Menschen; ihnen war, wie Deutscher formulierte, die Überzeugung von der „Relativität moralischer Standards“ gemeinsam, die Monopole einzelner Gruppen auf bestimmte Eigenschaften oder Vernunft ausschloss; sie „glaubten an die letztendliche Solidarität der Menschheit“ (zit. 52). Den „unrettbar diasporischen, unbehausten Charakter“, den Said in der Beziehung Freuds „zu der Orthodoxie seiner eigenen Gemeinschaft“ freilich nicht notwendig nur ein jüdisches Charakteristikum; in unserem Zeitalter riesiger Bevölkerungstransfers, von Flüchtlingen, Exilanten, *expatriates* und Immigranten, lässt er sich auch als das diasporische, umherstreichende, unabgeschlossene, kosmopolitische Bewusstsein von jemandem verstehen, der oder die sich sowohl innerhalb als auch außerhalb ihrer oder seiner Gemeinschaft befindet“: Damit wird Freuds Moses-Schrift zu einer bewundernswerten Skizze davon, was das bedeutet, „durch die Weigerung, Identität in eine der nationalistischen oder religiösen Herden aufzulösen, mit denen so viele Leute so verzweifelt versuchen mitzulaufen“ (53). Mehr noch: auch kommunale Identität, wie dies für Freud die jüdische war, lässt sich nicht vollständig in eine allumfassende Identität inkorporieren, weil „sie nicht durch sich selbst allein geschaffen werden kann“ (54); denn der im Fall des Judentums dadurch gegebene Bruch, dass Moses Ägypter war und damit außerhalb der von ihm letztlich konstituierten Identität stand. Die Frage nach dem „Kern des Kosmopolitismus“ (54) greift so auch über die abschließend formulierte Frage hinaus, ob eine solche „völlig unbestimmte und zutiefst unterhöhlte Geschichte“ wohl „im

Land der Juden und Palästinenser zur nicht so prekären Grundlage eines binationalen Staates“ taugen mag.

Hier setzen Bedenken ein, wenn *Jacqueline Rose* in ihrem Kommentar u.a. auf den nach Freud im Trauma verankerten Wiederholungszwang verweist, aber auch auf die für diesen mit dem verdrängten Mord an den Urvater in alle Gesellschaft eingeschriebene Gewalt. Dennoch weist Saids Freud-Interpretation auf Wege, die „gebrochenen Identitäten“ (68) der Gegenwart nicht nur besser zu verstehen, sondern auch auf konstruktive Weise zu (re)konstruieren.

*Reinhart Kößler*

**Ulrich Schneckener: *Auswege aus dem Bürgerkrieg. Modelle zur Regulierung ethno-nationalistischer Konflikte in Europa.*** Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002, 629 S.

Der Titel dieser Bremer politikwissenschaftlichen Dissertation offenbart eine im Text nicht reflektierte Spannung: Wer während der 1990er Jahre Zeitung gelesen hat, wird der impliziten These eventuell zustimmen können, „der“ Bürgerkrieg sei in der Regel ein „ethno-nationaler Konflikt“. Wer sich die Geschichte (auch nur) des 20. Jahrhunderts vergegenwärtigt, wird dies wohl entschieden verneinen müssen. Mehr noch: Wer es sich zum methodischen Grundsatz gemacht hat, bei der ethnischen Codierung von Konflikten immer nach den (vermutlich nicht-ethnischen) *Ursachen* zu fragen, wird erst recht Zweifel haben, ob es aussichtsreich ist, Konflikte primär nach ihrer ethnischen Erscheinungsform zu beurteilen und zu bearbeiten. Sicher wird diese Sicht- und Herangehensweise komplexen Konfliktlagen nicht gerecht, wie sie sich etwa auf dem Balkan, auf Zypern oder in Spanien und Irland über Jahrzehnte oder selbst

über weit längere Zeiträume hinweg ausgebildet haben. Und die Annahme, eine „gemischt-ethnische Siedlungsstruktur“ sei eine Ausnahme, „kompakte Siedlungsweise“ offenbar ein Ausgangszustand (52 u.ö.) wird zwar am Ende (469) relativiert, nährt aber doch den Verdacht, dass hier romantische und essentialistische Vorstellungen von Ethnizität implizit zugrunde liegen.

Schneckener überrascht dadurch, dass ihn die gesellschaftliche Komplexität seines vielgestaltigen Gegenstandes eigentlich nicht interessiert. Und in dem gewählten Bezugsrahmen braucht ihn das in der Tat nicht sonderlich zu kümmern. Es geht in erster Linie um institutionelle Arrangements und um Verfahren, diesen Arrangements Legitimität zu verleihen und in geringerem Maß, Geltung zu verschaffen. Schneckener nimmt zwar die situative Entstehung politisch relevanter „ethnischer“ Identitäten zur Kenntnis, behandelt sie dann aber als gegeben, um mit großer Detailfülle eine Typologie von Regelungsmodellen abzuarbeiten, die sich in „innerstaatlichen Minderheitenschutz“, „bilateralen Minderheitenschutz“, „Konkordanzdemokratie“ und „territoriale Lösungen“ gliedert, wobei letztere noch einmal in „Territorialautonomie“ und „föderale Strukturen“ unterteilt sind. Das Buch endet nach einer für den Umfang doch sehr knapper Bilanz, die in die Aufzählung von „Regeln für eine erfolgreiche Konfliktbearbeitung“ (501) mündet, in einem etwas unvermittelt als Handreichung zur „praktischen Konfliktbearbeitung“ (502) ausgestalteten Abschnitt von knapp acht Seiten, in dem abschließend auch die „*bottom up*-Perspektive“ (508) angesprochen wird, die in den vorangegangenen Erörterungen über Verhandlungsprozesse zwischen unterschiedlichen staatlich oder nicht-staatlich definierten, jedenfalls aber auf der Ebene

von Eliten angesiedelten Akteuren weitgehend ausgeblendet worden war.

Wenn das angehäuften und übersichtlich präsentierte Material belegen kann, dass es nicht um abschließende Lösungen, sondern, wie vor allem im Zusammenhang mit föderalen Strukturen mehrfach betont, nur um *Prozesse* gehen kann, so liegt darin genauso ein Verdienst wie in der Berücksichtigung gescheiterter oder prekärer Lösungsmodelle wie Kosovo in verschiedenen Entwicklungsphasen Jugoslawiens nach dem Zweiten Weltkrieg, Zypern oder dem Irland-Abkommen von 1973. Der Versuch, gegenüber „alarmistischen Zeitdiagnosen“ (9) durch Analyse und Darstellung des Erfolgs bei der langwierigen Suche nach „leidliche(n) Lösungen“ (10) entbehrt so nicht des Versuchs der Balance, und in gewisser Weise präsentiert sich hier ein Baukasten unterschiedlichster Minderheiten-Arrangements, der auch grundlegende Parameter in den Blick nimmt: etwa das Vorhandensein eines „Patronagestaates“, in dem die (z.B. sprachlich definierte) „Minderheit“ in der Mehrheit ist oder eingespielte Routinen des friedlichen Konfliktaustrags. Diese unterschiedlichen Aspekte werden jeweils am Ende der genannten Hauptabschnitte zusammen getragen und in Kreuztabellen präsentiert – wobei freilich das dem Anschein nach formale Verfahren nicht darüber hinweg täuschen kann, dass hier fast ausschließlich qualitative Aussagen und unvermeidlich subjektive Einschätzungen eingegangen sind.

Einige der problematischeren Aussagen sollen kurz gestreift werden. Es muss stutzig machen, wenn ausführlich über den Minderheitenschutz in den baltischen Staaten berichtet wird, der aber auf einer Wiederbelebung der Gesetzgebung der 1920er und 1930er Jahre beruht und Vorkehrungen zum Schutz von Minderheiten trifft,

die in relevanter Zahl heute dort gar nicht mehr leben; die Problematik der großen, vom Staatsbürgerrecht weithin ausgeschlossenen russischen Minderheiten wird dagegen nicht systematisch erörtert, wohl weil sie nicht Gegenstand der untersuchten Konfliktlösungsinstrumente ist, die in diesem Fall gesetzliche Bestimmungen sind. Gerade darin aber dürfte doch das Problem liegen, und die Zurückweisung der Abstimmung für eine „Territorialautonomie“ im Norden Estlands durch den „estnische(n) Gerichtshof“ einfach mit unter „Erfolgswfälle“ zu subsumieren (120f), ohne dass recht deutlich würde, warum dieser Konflikt (bisher?) nicht eskaliert ist, kann als mutig gelten. An anderer Stelle, wo es um Erfahrungen mit territorialer Autonomie geht, werden Äpfel mit Birnen zusammengezählt, wenn etwa der durch den Wiener Kongress, also ein internationales Abkommen definierte Status des damaligen Großfürstentums (nicht: „Großherzogtum“ – S. 341) Finnland in eine Reihe mit den Autonomiestrukturen gestellt wird, die in der Sowjetunion teils als Erbe des russischen Bürgerkrieges, teils durch das *social, political and cultural engineering* der Stalinzeit entstanden und dann der heutigen Russländischen Föderation vererbt worden sind. Unklarheit scheint weiter über Akteure vor allem da zu bestehen, wo „Territorialautonomie“ und Föderalismus zur Debatte stehen. Es ist kaum anders vorstellbar, als dass es sich hier jeweils um – freilich auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelte – staatliche Institutionen handelt. Schneckener stellt die Sache immer wieder so dar, dass „der Staat“ den nach Autonomie strebenden Minderheiten gegenübersteht, die dann fast unwillkürlich mit den Repräsentanten gleichgesetzt werden, die – oft durch Wahlen legitimiert – die der Minderheit zuge-

standenen staatlichen Positionen besetzt halten. Dadurch wird aber bei aller durch ihre Situation bedingten Geschlossenheit solcher Minderheiten deren innere Differenziertheit ausgeblendet, wenn etwa die Südtiroler Volkspartei dem italienischen „Staat“ gegenübergestellt wird (185 u.ö.) und nicht etwa die von dieser Partei beherrschte Landesregierung (oder begründet wird, warum die Partei die Möglichkeit hatte, in diese Position einzurücken).

Wer sich über Minderheiten in Europa informieren will, findet demnach hier ein reiches Material über rechtliche und verfassungsmäßige Arrangements. Der Weg dahin freilich wird weitgehend nur anhand von Verhandlungsprozessen aufgezeigt. Wie es zu den „ethno-nationalen Konflikten“ gekommen ist, warum sie sich so und nicht anders artikuliert haben, bleibt – sieht man von der schlichten Feststellung ethnischer Heterogenität von Staaten aus allen möglichen Gründen einmal ab – ganz im Dunkeln. Damit bleiben auch Fragen unerörtert, die sich auf ethnisch definierte Strategien oder die Mobilisierungsformen ethnischer *entrepreneurs* beziehen, wie sie in bezug auf den Balkan, aber auch auf viele andere Teile der Welt aus gutem Grund mit Dringlichkeit diskutiert werden. Dem ein wenig nachzugehen hätte vielleicht auch dazu angeregt, systematischer nach den Risiken zu fragen, die ethnisch definierte, von außen herangetragene Konfliktlösungsstrategien in sich tragen. Diese, für alle hier vorgestellten Fälle irgendwie, wenn auch in unterschiedlichem Maße relevante Frage wird hier nur en passant im Kontext von Bosnien-Herzegowina berührt (472), wo sie sich wirklich nicht umgehen lässt. Eine gründliche Auseinandersetzung mit solchen Problemen hätte vielleicht die Rede von „ethno-nationalen Konflikten“

stärker problematisiert und damit zu einer realistischeren Sichtweise beigetragen.

*Reinhard Kößler*

Fiona Ross: *Bearing witness. Women and the Truth and Reconciliation Commission in South Africa*. London: Pluto Press 2003, 206 S.

Der Aufarbeitung der Vergangenheit kommt ein zentraler Stellenwert für den Demokratisierungsprozess in Südafrika zu. Aus diesem Grund war die Einrichtung der Truth and Reconciliation Commission (TRC) in der Übergangsverfassung ausdrücklich vorgesehen worden. Ihre Arbeit wurde 1998 beendet. Inzwischen gibt es zahlreiche Publikationen, die kritisch die Chancen und Grenzen von Wahrheit und Versöhnung im Rahmen der TRC beleuchten. Meist argumentieren die Autoren aus einer zeitgeschichtlichen oder politikwissenschaftlichen Perspektive. Demgegenüber wählt Fiona Ross einen ethnographischen Ansatz, bei dem sie die Geschlechterdimensionen in den Mittelpunkt stellt. Die an der University of Cape Town tätige Sozialanthropologin konzentriert sich auf Frauen des Townships Zwelethamba bei Worcester in der Provinz Western Cape. Sie dokumentiert Ausschnitte aus den dortigen Anhörungen der TRC und interviewt einzelne politische Aktivistinnen. Ihre Lokalstudie basiert auf einer eigenen empirischen Forschung zwischen 1996 und 1999. Mit diesem Blick ins Partikulare erhofft sich die Autorin Erkenntnisse über grundsätzliche Probleme bei der Aufarbeitung der politisch motivierten Gewalt während der Apartheid.

In insgesamt sieben Kapiteln geht die Autorin der Frage nach, inwieweit die Aussagen vor der TRC einen Beitrag zur Vergangenheitsbewältigung leisteten. Ihre Untersuchung behandelt den verfassungs-

rechtlichen und konzeptionellen Rahmen der TRC, die Praxis der Anhörungen, die Zeugenaussagen über Grausamkeiten während Inhaftierungen sowie die Vorstellungen von körperlicher Integrität und Verletzungen der Menschenwürde (S.62f.). Ross ergründet nicht nur, wie einzelne Frauen die Gewalt der Sicherheitspolizei subjektiv erlebten und welche Traumatisierungen sie zu bewältigen haben; vielmehr ordnet sie dies in lokalpolitische, soziale und kulturelle Kontexte ein. Dabei reflektiert sie das Spannungsverhältnis zwischen entwürdigender Gewalt, dem Schweigen über die erlittenen Grausamkeiten und den öffentlichen Berichten während der TRC-Anhörungen (S.77ff.). An ausgewählten Beispielen erklärt die Sozialanthropologin die Beweggründe einzelner Frauen, vor der TRC auszusagen und sich als Opfer der Apartheid registrieren zu lassen. Deren Argumente kontrastiert sie mit den Motiven, die andere veranlassten, sich gegen eine Aussage zu entscheiden (S.139ff.).

So kommen ganz unterschiedliche Selbstbilder von Frauen zum Ausdruck: Ältere Frauen legten vornehmlich in ihrer Rolle als Ehefrauen und Mütter Zeugnis davon ab, wie ihre Söhne oder Ehemänner von der Sicherheitspolizei verschleppt wurden und wie sie die verstümmelten Leichen identifizieren mussten. Die meisten von ihnen wollten mit ihren Aussagen die Toten würdigen und die Erinnerung an die Greuelthaten für die Nachwelt wahren.

Demgegenüber betonten jüngere Frauen in Interviews mit Ross eher ihre Rolle als politische Aktivistinnen und unterstrichen ihre Mitwirkung in Frauen- und Basisgruppen, die während der Apartheid das alltägliche Überleben ermöglichten und gegenseitige Unterstützung boten. Viele betrachteten ihren Widerstand gegen Polizeirazzien und gegen die vielfältigen Demütigungen durch das

Apartheidregime als zeitbedingte Notwendigkeit und spielten ihre Zivilcourage als Selbstverständlichkeit herunter. Einige Aktivistinnen ertrugen wiederholte willkürliche Verhaftungen und monatelange Untersuchungshaft, ohne dass sie öffentlich davon berichteten. Dies war vor allem dann der Fall, wenn sie sexuell gefoltert wurden. Kulturelle Tabus erschwerten es, darüber zu sprechen. Dann wurde das Schweigen zur Strategie, die erlebte Gewalt zu bewältigen.

Da die meisten politischen Aktivistinnen ihr Engagement in Zwelethemba nach der politischen Wende unter neuen Vorzeichen fortsetzten, sahen sie keinen Anlass, vor der TRC als Zeuginnen auszusagen. Nun gilt ihr Bemühen der Infrastrukturentwicklung, Alphabetisierungskursen oder Anlaufstellen für geschlagene und vergewaltigte Frauen. Einhellig ist ihre Meinung, dass weiterhin zahlreiche soziale Konflikte zu bewältigen seien, deren Ursachen vor allem in der gesellschaftlichen Spaltung durch das Apartheidregime liegen (S.160). Ross gibt zu bedenken, dass dieses Selbstverständnis politischer Aktivistinnen nicht mit dem Opfer-Konzept der TRC vereinbar war und viele Frauen auch deshalb nicht als Zeuginnen aussagten; zumal das Mandat der TRC ausdrücklich auf grobe Menschenrechtsverletzungen beschränkt war und nicht die systemimmanente Gewalt der Apartheid mit einbezog.

Der Erkenntnisgewinn dieses Buches liegt nicht nur darin, dass es die unterschiedlichen Einstellungen von Frauen zur Wahrheits- und Versöhnungskommission an einem lokalen Fallbeispiel veranschaulicht. Darüber hinaus fragt es nach Strategien jenseits der staatlich organisierten Vergangenheitsbewältigung. So haben sich vier politische Aktivistinnen aus Zwelethemba dazu entschlossen, ihre Lebensgeschichten aufzuschreiben und gemeinsam zu veröffentli-

chen. In Englisch, Afrikaans und Xhosa erzählen sie vom alltäglichen Überlebenskampf und vom politischen Widerstand während der Apartheid (S.133). Während der Buchmesse 1999 in Harare, die sich erstmals schwerpunktmäßig der Literatur von afrikanischen Frauen widmete, stellten sie ihre Versionen der Erinnerung vor. Das internationale Interesse an ihren Berichten gab ihnen – wie sie ausdrücklich betonten – ansatzweise die Würde, für die sie jahrelang gekämpft hatten.

Ross gelingt es, durch die überzeugende Kombination von Interviewauszügen, Zeuginnenaussagen vor der TRC und Hintergrundanalysen die Vielfalt der Positionen zu dokumentieren. Indem sie die Berichte ihrer Interviewpartnerinnen in lokale und nationale Kontexte einordnet und ihr methodisches Vorgehen kritisch reflektiert, zeigt sie eine aussichtsreiche Möglichkeit für die südafrikanische Sozialanthropologie, sich an Diskussionen, die bislang von Politikwissenschaftlern und Historikern besetzt waren, zu beteiligen. In der Fülle der Literatur zur TRC ist diese sachlich geschriebene Studie eine der wichtigsten neuen Publikationen.

*Rita Schäfer*

**Martin Legassick: *Armed Struggle and Democracy. The Case of South Africa*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2002, 62 S.**

Geplant als Kapitel in einem längeren Buch, verdient diese Broschüre schon jetzt Aufmerksamkeit. Martin Legassick, heute Geschichtspräsident an der University of the Western Cape, war als Mitglied des ANC im Londoner Exil unmittelbar an den Debatten über die Aufnahme des bewaffneten Kampfes, seine Strategie und Taktik beteiligt. Seine Kritik an der herrschenden Linie

im Rahmen der „Marxist Workers Tendency“ führte zu seiner Suspendierung 1979 und zum Ausschluss 1985. Höchst detailliert wird hier die Rezeption zentraler Theoreme und historischer Erfahrungen des Aufstandes und des Volkskrieges durch führende Vertreter des ANC und der südafrikanischen KP (SACP) nachvollzogen. Nachdem der Übergang zum bewaffneten Kampf 1961 einmal beschlossen war, spielten bei der Ausarbeitung der strategisch-taktischen Grundkonzeption einerseits die positiven Erfahrungen aus China, Algerien und auch Zypern, vor allem aber aus Cuba eine zentrale Rolle, andererseits dementsprechend neben den marxistischen Klassikern die Schriften von Mao Zedong und besonders von Che Guevara und dessen einstigem Propagandisten Régis Debray. Erstaunlich wenig wurde dabei die Erfahrung von sozialer Revolution und nationaler Befreiung in Vietnam berücksichtigt. Legassick rückt die Besonderheit Südafrikas ins Zentrum seiner Analyse, die für ihn eine entscheidende Differenz gegenüber allen diesen Beispielen, aber auch den erfolgreichen ländlichen Guerillakriegen in Afrika, in Guiné-Bissau, Moçambique, Angola, Zimbabwe und faktisch auch Namibia ausmacht. Südafrika ist demzufolge eine entwickelte kapitalistische Gesellschaft, in der über gesellschaftliche Umwälzungen durch städtische Kämpfe, nicht aber durch die Einkreisung der Städte durch Mobilisierung ländlicher Massen entschieden wird. Dementsprechend sind alle genannten Strategien, die nach trotzlistischer Lesart zur Etablierung von „deformierten Arbeiterstaaten“ geführt haben, in Südafrika zum Scheitern verurteilt. Die Rezeption vor allem der guevaristischen Fokustheorie durch die entscheidenden Spitzen von ANC und SACP war dennoch folgenreich, weil sie zu einer Strategie des bewaffneten Kampfes geführt hat, die nicht den

massenhaften städtischen Aufstand, sondern von einer kleinen Elite eingeleiteten Guerillakrieg zum Ziel hatte, der schließlich auch die Städte erfassen würde. Aus der Sicht dieser Kritik ist die auf ländliche Gebiete abgestellte Strategie „befreiter Gebiete“ – die es in Südafrika nie gegeben hat – verfehlt. Mehr noch: Sie hat demzufolge den Weg zu einer effektiven Entfaltung der städtischen Massenbewegung und ihrer Verbindung zum bewaffneten Kampf verstellt; dieser hätte zuerst den Schutz der kämpfenden städtischen Massen zur Aufgabe gehabt, viel weniger aber spektakuläre Einzelaktionen, wie sie noch in den 1980er Jahren für den bewaffneten Arm des ANC, Umkhonto we Sizwe (MK) charakteristisch gewesen sind. Die mangelnde Verbindung zwischen beiden Formen des Kampfes habe dann in die Sackgasse einer Verhandlungslösung einerseits, in die Konfrontation wehrloser, mobilisierter Massen mit staatlich geförderten Vigilanten und Inkatha-Schlägertrupps andererseits geführt. Zugleich sei durch die Fixierung der ANC-Exilführung auf ihr militaristisches, d.h. von den Massenkämpfen isoliertes Konzept die Schlagkraft der im Lande selbst entstehenden Arbeiterbewegung eingeschränkt worden. Die Einbindung der daraus hervorgegangenen Gewerkschaften in die seit 1994 bestehende *Triple Alliance* mit ANC und SACP erscheint dann als gegenwärtiges Hemmnis, um die nach wie vor vorhandenen revolutionären Potenziale der Gewerkschaftsbewegung zu entfalten.

Die Broschüre verbindet historische Analyse mit strategischer Debatte und einem impliziten Aufruf zum Handeln. Damit leistet sie einen wichtigen Beitrag für die anstehende Analyse der Politik des ANC vor wie nach 1994. Dieser Beitrag könnte noch überzeugender sein, wenn er sich bei der Rekonstruktion der Debatten

über revolutionäre Strategie und Taktik stärker von deren eigenem Duktus lösen könnte. Zitate von Lenin, Engels oder Trotzki sind keine Beweise, sondern müssen selbst in ihren jeweiligen historischen Kontext gestellt werden, um für die Gegenwart fruchtbar zu werden. Es ist zu bedauern und irritiert, dass ein so bedeutender Historiker wie Martin Legassick dies hier (noch?) nicht unternommen hat. Jedenfalls: Zumindest in der unzweifelhaften Qualität wird man einen solchen Text und einen solchen Zugriff außerhalb von Südafrika heute kaum finden können. Auch deshalb ist dies ein wichtiger Beitrag zur Auseinandersetzung mit Realität und Mythos bewaffneter Befreiungskämpfe.

*Reinhart Kößler*

Wilhelm Heitmeyer; John Hagan (Hg.): *Internationales Handbuch der Gewaltforschung*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2002, 1583 S.

1583 Seiten stark, 81 Autoren aus 10 Ländern 62 Artikel in einer facettenreichen Ansammlung von Themen – das ist das internationale Handbuch der Gewaltforschung (IHGF). Initiiert vom Institut interdisziplinäre Gewalt – und Konfliktforschung an der Universität Bielefeld, haben der Leiter und immer wieder als Gewaltexperte in Erscheinung getretene Wilhelm Heitmeyer und sein amerikanischer Kollege John Hagan ein Projekt auf den Weg gebracht, das in diesem Bereich ohne Vergleich dasteht.

Herausgekommen nach dem 11. September und der gegenwärtigen Kriegslage im Irak erscheint das IHGF genau zum richtigen Zeitpunkt, ob auch mit der entsprechenden Wirkung in der wissenschaftlichen Landschaft muss sich erst noch erweisen. Eine grundlegende Überlegung der Autoren für das IHGF war die fehlende zusam-

menfassende Bestandsaufnahme des Themas in der deutschen sowie in der amerikanischen Wissenschaft. Dabei wird der Umfang des IHGF und seine wissenschaftliche Reichweite durch zwei Entscheidungen der Herausgeber (notwendigerweise) von vornherein beschränkt: Zum einen konzentriert sich das Analysefeld hauptsächlich auf „wesentliche Industriegesellschaften“ (17) bzw. moderne westliche Gesellschaften (21), zum anderen dominiert die Soziologie als Disziplin das IHGF., weil „sie vielfältige empirische Forschungen“ (22) bereitstellt. Um sie herum gruppieren sich ergänzend andere Fächer und Disziplinen mit eigenen Beiträgen. Diesen Beschränkungen sind für die Herausgabe des IHGF verständlich und geradezu notwendig – und natürlich hätte man es auch anders machen können. Damit bleibt aber die Frage, inwiefern ein solch enzyklopädisches Werk auch über die Soziologie – oder weiter gefasst die Sozialwissenschaften – hinaus wirkt. Denn weite und für ein grundlegendes Verstehen von Gewalt wichtige Bereiche kommen nicht vor, z.B. „Stammesgewalt“ in Afrika oder Gewalt durch „Clans und politische Guerilla“ in Südamerika. Dieses Fehlen wird immerhin von den Herausgebern thematisiert, so dass die Themenfelder wenigstens bewusst gemacht werden und damit auch in dem hier vertretenen wissenschaftlichen Diskurs präsent sind.

Die Rezension eines Handbuches von derartigen Ausmaßen kann nur schwer eine komplette Analyse aller Aufsätze liefern, ohne dabei das eigentliche Anliegen dieser Enzyklopädie zu übersehen: Die Beschreibung des Forschungsstandes und das Vorhalten eines Nachschlagewerkes mit Beiträgen zu einer möglichst großen Vielfalt an Aspekten zu dem Thema. Die Frage hier muss daher lauten, „wird es diesem Anspruch gerecht?“ Und weiter: „Welche

Fragen bleiben offen?“ und „wie gut lässt sich das IHGF handhaben?“

Eine gute Übersicht bietet das Inhaltsverzeichnis. Unterteilt in drei, vom Umfang sehr ungleiche, Abschnitte präsentiert sich das IHGF als wahrlich enzyklopädisches Nachschlagewerk. Neben drei Einleitungskapiteln und zwei methodischen Artikeln am Ende, liegt der Hauptteil im zweiten Teil – nach Themen sortiert in sieben Abschnitte unterteilt, überschrieben mit: „Gewaltforschung. Ein mehrperspektivischer Ansatz mit sozialwissenschaftlichem Schwerpunkt“. Hier wird umfangreich so ziemlich jeder Bereich der sozialwissenschaftlichen Forschung zu Gewalt abgedeckt. Nicht immer ist die Einteilung nachzuvollziehen, und einige Kapitel hätten sicherlich auch in andere Abschnitte gepasst, aber die Unterteilung erleichtert die Orientierung. Die Einteilung ist generell thematisch, d.h. Gewalt wird in unterschiedlichen Kontexten beleuchtet. Nicht die jeweilige Disziplin oder der methodische Ansatz stehen im Mittelpunkt, sondern ein jeweiliges Problemfeld., z. B. Terrorismus, Gewalt gegen Kinder oder die Sozialpsychologie von Aggression und Gewalt. Die auffälligste Lücke in diesem thematischen Reigen ist ein Beitrag zu Gewalt und Krieg. Krieg und kriegerische Handlungen werden zwar in verschiedenen Kapiteln behandelt – im Abschnitt zu „Gewalt durch staatliche Institutionen“, in den Kapiteln über „Terrorismus“ und „Bürgerkriege“, aber nicht als eigenes thematisches Kapitel.

Das IHGF nähert sich dem Thema Gewalt in kleinen Schritten, wobei jeder Schritt, also jedes einzelne Kapitel, grundsätzlich gefasst ist, den Stand der Forschung reflektiert und häufig definitorisch an das Thema heran geht. Die jeweils mitgelieferte Literaturliste bietet einen hervorragenden

Quellenüberblick und ist ein zusätzlicher Pluspunkt. Das gilt ebenfalls für den Index und das Personenregister. Dass bei der Bearbeitung auf fachspezifische Unterscheidungen im Aufbau des IHGF weitgehend verzichtet wird ist hervorzuheben. Ebenso aber auch die Gewichtung der „ergänzenden“ Wissenschaften, die eher zugunsten der Psychologie und einer politikwissenschaftlichen Orientierung ausfällt. Anthropologische und religionswissenschaftliche Aspekte fallen, wohl auch wegen der notwendigen Beschränkung auf westliche Industriegesellschaften, dabei etwas kurz aus. Hervorzuheben ist daher der Aufsatz von Georg Elwert, da er für das Verstehen vieler Gewaltbetrachtungen und im IHGF aufgeführter Artikel einen wichtigen historischen und anthropologischen Hintergrund liefert. So macht Elwert vor allem deutlich, dass Gewalt einer Ordnung entspringen kann bzw. eine solche herstellt. Gewalt ist sozial eingebettet und darf somit nicht als außerhalb der Gesellschaft stehend betrachtet werden (341f.). Diese Sicht kann auch in anderen Beiträgen wiedergefunden werden. Damit widersetzt sich das IHGF gängigen vor allem populistisch-politischen Erklärungen von Gewalt.

In dem Umfang der Themen lässt das IHGF kaum Aspekte aus, allenfalls werden einige Aspekte häufiger zum Mittelpunkt eines Beitrages gemacht als andere. Darin aber eine Schwäche des IHGF zu sehen, wäre kleinlich und würde dem Projekt, einen möglichst umfassenden detaillierten und grundsätzlichen Überblick über den Forschungsstand zur sozialwissenschaftlichen Gewaltforschung zu geben, nicht gerecht. Denn letzteres ist den Herausgebern gelungen. Durch die Register und die jeweils recht umfangreichen Literaturlisten der einzelnen Beiträge kann der Benutzer des IHGF darüber hinaus weitere Aspekte und Quel-

len erschließen. Durch die thematische und nicht disziplinäre Aufteilung präsentiert sich der Inhalt gut und übersichtlich. Die Einbeziehung von sozialwissenschaftlichen Randdisziplinen erweitert die Perspektive und verdeutlicht die Komplexität des Themas und ebenso seiner Bearbeitung, wie sie im IHGF vorgenommen wurde. Ob das IHGF damit ein Standardwerk der Gewaltforschung werden wird, muss sich erst im wissenschaftlichen Alltag zeigen. Eine enorm wichtige Quelle zu elementaren Aspekten des Themas, ist es bereits jetzt. Der eigene Anspruch der Herausgeber ist erreicht worden. In der Diskussion wird sich jetzt zeigen, wie dauerhaft und grundsätzlich dieser Anspruch sein wird und welche Bedeutung das IHGF über sein Erscheinen hinaus haben wird.

Nils Zurawski

Göran Hydén; Michael Leslie; Folu F. Ogundimu (Hg.): *Media and Democracy in Africa*. Uppsala: Nordiska Africa Institutet 2002, 260 S.

Eine welche wichtige Rolle Öffentlichkeit und insbesondere die Medien in Demokratisierungsprozessen spielen, bedarf kaum eines Kommentars. Das gilt zumal in einer Zeit rapiden Umbruchs im Medienbereich in allen vier Dimensionen, die von den Autorinnen und Autoren des vorliegenden Bandes unterschieden werden: Politik, Ökonomie, Technologie und Kultur. Vor dem Hintergrund eines von Samuel Huntington adaptierten Schemas von „zwei Wellen“ der Demokratisierung in Afrika – die Unabhängigkeit sowie die Umbrüche um 1989/91 – wird in verschiedenen Beiträgen das Bild einer zunächst stark staatlich kontrollierten und monopolisierten Medienlandschaft gezeichnet, die dann mit dem Ende der politischen Monopole und synchron mit der Li-

beralisierung/Deregulierung der Wirtschaft ihrerseits pluralistisch verändert wird. Die Zahlen etwa der Tageszeitungen in Tanzania unter dem Einparteiensystem und nach seinem Ende kontrastieren in eindrucksvoller Weise. Hinzu kommen tiefgreifende technologische Veränderungen: Spiele zum Zeitpunkt der Unabhängigkeit selbst das Radio noch eine eher eingeschränkte Rolle, so sind inzwischen Fernsehen und Internet hinzugekommen. Besonders die Möglichkeit zur interaktiven elektronischen Kommunikation eröffnet ganz neue Chancen, auch zur Artikulation abweichender Positionen und zur Organisation von Widerstand, wie *Debra Spitulnik* in ihrem insgesamt höchst spannenden Beitrag über informelle Medien belegt (190ff). Andererseits zeigt sich an ebenfalls von ihr referierten Ergebnissen über Zambia, die in zunächst auffälligem Kontrast zu einer ebenfalls in Zambia von *Michael Leslie* durchgeführten Studie zur Internet-Nutzung steht, dass diese Möglichkeiten eher außerhalb als innerhalb des Landes genutzt werden. Eine naheliegende, verschiedentlich angeführte Erklärung liegt darin, dass die Konnektivität aller elektronischer Medien letztlich abhängig vom Zugang zu Elektrizität ist, und dies ist in ländlichen Gegenden Afrikas nach wie vor keine Selbstverständlichkeit. Hervorzuheben ist weiter die Pionierstudie von *Keyan Tomaselli* über die rasanten und tiefgreifenden Veränderungen der Eigentumsstruktur auf dem südafrikanischen Medienmarkt im Zuge der systematischen Einbeziehung Schwarzer sowie *Beverly G. Hawks* deprimierende Analyse der Berichterstattung über Afrika in US-Medien, die leider mit kleinen Veränderungen auch auf deutsche Medien übertragbar sein dürfte. Hinzu kommen neben überblicksartigen und resümierenden Beiträgen am Anfang und Ende eine Darstellung zur Entwicklung des Medienrechts

(*Chris W. Ogbondah*) sowie zu Rundfunk und Fernsehen unter den Bedingungen politischer Reform (*Paul R. van der Veur*). Damit könnte dies – ungeachtet einiger faktenmäßiger Irrtümer im Einleitungskapitel – ein spannendes Buch zu einem unterbelichteten Thema sein. Es ist jedoch eine wesentliche Einschränkung zu machen: Der Band beruht auf einer 1997 durchgeführten Konferenz, und die Literaturliste reicht selten über 2000 hinaus. Das müsste bei einem in so schneller Veränderung befindlichen Themenbereich zumindest erwähnt werden. Ausdrücklich reflektiert werden müsste auch, was eine 1996 durchgeführte Erhebung zur Internet-Nutzung heute noch aussagen kann. Sie als Beitrag eines der Herausgeber kommentarlos abzudrucken, zeugt von irritierender Gedankenlosigkeit.

*Reinhard Kößler*

Volker Winterveldt; Tom Fox; Pempelani Mufune (Hg.): *Namibia – Society – Sociology*. Windhoek: University of Namibia Press 2002, 396 S.

Die Soziologie hat in Namibia erst eine kurze Geschichte von knapp zwanzig Jahren. Der vorliegende Reader macht es sich zur Aufgabe, erstmals soziologische Forschungen *über* und vor allem *aus* Namibia zusammenzufassen. Bereits wenn man sich die Autorinnen und Autoren anschaut, zeigt sich allerdings, dass dabei eher ein interdisziplinäres Unternehmen herausgekommen ist: So reflektieren Literaturwissenschaftlerinnen über den namibischen Gegenwartsroman, Theologen organisieren einen spannenden Diskussionsprozess über Gesellschaft, Politik und (christliche) Religion in Namibia. Die Beiträge sind auch nicht auf die Universität von Namibia beschränkt; so wird die Lage der namibischen Arbeiterbewegung von einem Gewerkschaftsaktivisten

reflektiert, das Theater vom früheren Executive Director des National Theatre in Windhoek. Es kommen einige Beiträge hinzu, die aus laufenden oder gerade abgeschlossenen Promotionen im Ausland entstanden sind. Durch beides wird der Wert dieses Bandes keineswegs gemindert. Die Zusammenstellung zeigt aber doch, dass die Soziologie als Fach in Namibia bisher nur über eine schmale Basis verfügt. Wie die Herausgeber in ihrer Schlussreflektion dokumentieren, haben sie Anstrengungen unternommen, die unausweichliche Heterogenität durch soziologische Fragestellungen nach Art der Durkheimschen Grundforderung, Soziales nur durch Soziales zu erklären, etwas zu konkretisieren.

Es ist vor diesem Hintergrund charakteristisch, dass der Band durch ein Rundgespräch eröffnet wird, in dem Wissenschaftler, aber auch Politiker und Wirtschaftsvertreter sich über die aktuelle gesellschaftliche Lage verständigen und zugleich den Grundton für viele der nachfolgenden Beiträge vorgeben. Unzweifelhaft ist es nach der Unabhängigkeit zu Veränderungen gekommen, auch zu spürbaren Verbesserungen etwa im Infrastrukturbereich zumal in zuvor krass benachteiligten Regionen. Diesen Ansätze stehen aber die andauernde Ungleichheit und die Entstehung einer neuen schwarzen Elite ebenso gegenüber wie die Misserfolge bei der Schaffung von Arbeitsplätzen und der Eindämmung – geschweige denn Lösung – drängendster sozialer Probleme. Mit am Eindrucksvollsten arbeitet dies *Elizabeth Magano Amukugo* in ihrem Beitrag über das Erziehungswesen seit der Unabhängigkeit heraus, der einerseits nachdrücklich auf den systemischen Charakter des Problems verweist, das sich partiellen Lösungen weitgehend entzieht, weil formale Fortschritte etwa in der Rate des Schulbesuchs noch nicht für das Aus-

bildungsniveau von Lehrkräften oder die Studierfähigkeit von Sekundarschulabsolventinnen und -absolventen garantieren können; hinzu kommen anhaltende, erschreckende regionale Disparitäten.

Hervorzuheben ist der nach „Wirtschaft, Arbeit und Umwelt“, „Soziale Ungleichheit und soziale Institutionen“ sowie „Traditionalismus, Kultur und Kunst“ abschließende Themenblock „Sexualität und Gesundheit“, in dem sich drei Beiträge mit der HIV/AIDS-Problematik auseinandersetzen. Dem eher allgemein gehaltenen Plädoyer von *Tom Fox* für eine Relativierung der auf dem methodologischen Individualismus und *Rational Choice* basierenden Aufklärungskampagnen durch stärkere Berücksichtigung kultureller Muster, folgen zwei Beiträge, die man als Konkretisierung verstehen kann: *Philippe Talavera* plädiert vor dem Hintergrund einer Analyse der Verbreitung von HIV/AIDS auf der Grundlage kultureller Muster unter Ovaherero und Ovahimba im Nordteil der Region Kunene (Kaokoveld) für eine „sexuelle Revolution“, die es nicht zuletzt ermöglichen soll, offen über Sexualität zu reden; *Britt Pinkowsky Tersbøl* erläutert aufgrund einer eingehenden Darstellung von unterschiedlichen Ehe- und Beziehungsformen der Kwanyama in der Region Ohangwena, die Logiken in den Selbstbildern und gesellschaftlich verankerten Bestrebungen von Männern und Frauen sowie nicht zuletzt in den ungleichen Machtbalancen zwischen ihnen, die eine Ausbreitung der Pandemie begünstigen. In diesem Beitrag wird auch ein reflektierter, relationaler Kulturbegriff erreicht, der in einigen anderen Beiträgen trotz des unterschiedlichen Plädoyers von *Volker Winterfeldt* über „Traditionalismus – soziale Realität eines Mythos“ immer wieder zugunsten anscheinend unwillkürlich essentialistisch gefärbter Einlassungen zurück tritt.

In anderen Beiträgen, etwa von *Mary Seely* und *Juliane Zeidler* über Landverteilung und nachhaltige Entwicklung, von *James Suzman* über die Lage der San im heutigen Namibia, von *Mattia Fumanti* über „Kleinstadteliten“ in Rundu, der Regionshauptstadt am Kavango im Nordosten oder von *Pempelani Mufune* über soziale Exklusion und Armut der „Jugend in Namibia“ steckt reiches, sozialkundliches Material. *Manfred O. Hinz* gibt einen nützlichen Überblick über die komplexe Rechtslage traditioneller Gemeinschaften nach einem Jahrzehnt Unabhängigkeit.

Immer wieder aber fällt auf, dass die meisten gerade der ausdrücklich soziologisch orientierten Beiträge sehr aufwendige Literaturrezeption mit teilweise demgegenüber denn doch etwas dürftigem Datenmaterial zusammenspannen. Zuweilen lesen sich lange Passagen eher wie Stücke aus einem Lehrbuch; diesem Eindruck stehen dann wieder gelegentlich etwas unvermittelte Forderungen an die Politik gegenüber. Auch dies kann als Ausdruck der schwierigen Situation einer Disziplin gesehen werden, die erst noch im Aufbau ist. Bedauerlich allerdings ist, dass dann den Nachbardisziplinen so wenig Beachtung geschenkt wurde. Die Arbeit der durchaus gegenwartsbezogenen Namibia-Historiographie wird ebenso allenfalls cursorisch berücksichtigt wie neuere Forschungen aus dem Bereich der *social anthropology* oder auch der Politikwissenschaft. Interdisziplinäre Arbeit in diesem Bereich könnte ertragreicher und problemloser sein als manche der hier aufgenommenen, sicherlich interessanten, manchmal faszinierenden Experimente. Vor allem aber könnte sie die Basis verbreitern helfen, auf der Sozialwissenschaft in Namibia betrieben wird.

*Reinhart Kößler*

Klaus A. Hess; Klaus J. Becker (Hg.): *Vom Schutzgebiet bis Namibia 2000*. Göttingen/Windhoek: Klaus Hess Verlag/Publishers 2002, 532 S.

Zum hundertjährigen Jahrestag der Gründung der deutschen Kolonie Südwesafrika veröffentlichte die Interessengemeinschaft deutschsprachiger Südwester (IG) in Windhoek einen Gedenkband mit dem Titel „1884-1984. Vom Schutzgebiet bis Namibia“. Das vorliegende, nun im Umkreis der Deutsch-namibischen Gesellschaft angesiedelte Werk steht ausdrücklich in dieser Tradition und enthält auch eine Reihe der früheren Artikel, zuweilen mit Ergänzungen oder in aktualisierter Form. Herausgegeben ist eine vielschichtige, bunte landeskundliche Darstellung, die sich aus vielerlei Perspektiven lesen lässt. Neben schlichter Information könnte man sich auch für die Leistungsfähigkeit einer zahlenmäßig relativ kleinen, kaum mehr als 20.000 Personen umfassenden Gruppe wie der deutschsprachigen Namibier interessieren, aus deren Kreis der ganz überwiegende Teil der Autorinnen und Autoren stammt. Damit ist bereits ein weiterer Punkt angesprochen: das Bild, das sich artikulationsfähige Angehörige dieser über ihre geringe zahlenmäßige Stärke hinaus auch im unabhängigen Namibia durchaus einflussreichen und sichtbaren Sprachgemeinschaft von ihrem Land machen oder das sie anderen vermitteln wollen. Dabei ist festzuhalten, dass die Autorinnen und Autoren ein breites Spektrum politischer Meinungen repräsentieren: Es reicht vom langjährigen SWAPO-Aktivisten bis zum aktuellen Vizeminister, vom früheren NS-Kolonialwissenschaftler bis zu aktiven Tourismus-Unternehmern. Hinzu kommt ein interessantes Spektrum an Journalistinnen, Freiberuflern, Marketingfachleuten, Wissenschaftlern, Ingenieuren usw.

Das Bild, das hier entworfen wird ist also durchaus vielgestaltig und wird aus überaus unterschiedlichen Perspektiven präsentiert. Im Zentrum steht freilich für die übergroße Mehrzahl der Beiträge ganz selbstverständlich die Rolle der „Deutschen“ in Namibia in Geschichte und Gegenwart. Das liegt nahe, wenn es um die Rolle der Sprache und um Sprachpolitik vor allem im schulischen Bereich unter wechselnden politischen Verhältnissen geht, die gleich mehrfach behandelt wird. Ebenso ist der Beitrag über die Leistung der IG während der letzten Phase des Unabhängigkeitsprozesses in den 1980er Jahren im gegebenen Rahmen sicherlich legitim. Im Grunde begegnet uns eine ähnliche Perspektive aber auch in dem Beitrag, der sich offenkundig als Handreichung für den – unterstellt – deutschen Touristen versteht. Und ein in Namibia so zentral wichtiger Lebensbereich wie die Kirchen ist durch die Missionare, die deutschsprachige evangelische Kirche und einen Überblick über die katholische Kirche repräsentiert. Die Lebenswirklichkeit der riesigen Mehrheit der Namibierinnen und Namibier wird hier und in einer Reihe anderer Fragen noch nicht einmal erwähnt – und diese Tatsache wird auch nicht reflektiert. Dafür herrscht allzu oft eine etwas altbackene Launigkeit, mit der über verschiedene Aspekte des Siedleralltags berichtet wird. Wo aktuell aktive Fachleute zu Wort kommen – etwa zur bildenden Kunst – sieht das etwas anders aus, auch da freilich ohne die naheliegenden Überlegungen zur gegenseitigen Beeinflussung, eher in Form eines Tätigkeitsberichtes. Andere Beiträge wie der über das – sicherlich lobenswerte – namibische Bier haben eher den Charakter informativer Public Relations-Texte. Selbstdarstellung der interessanteren Art sind auch der Bericht des ersten deutschen Botschafters in Namibia Harald Ganns und die Dar-

stellung der „DDR-Solidarität“ durch Hans-Georg Schleicher, der 1989/90 noch Leiter der Diplomatischen Beobachtermission der DDR während des namibischen Unabhängigkeitsprozesses war. Wirklich ärgerlich ist dagegen, wenn die für die gesamte Rassenideologie folgenreichen Untersuchungen an den Rehobother Bastards kommentarlos in einer Aufzählung „Laien, Forscher, Wissenschaftler“ aufgeführt werden (119f) oder eben mal notiert wird, die für die Apartheidspolitik in Südafrika verantwortliche Nationale Partei sei „deutschfreundlich“ gewesen (494), was für die deutschen Schulen in Namibia dann ohne weiteren Kommentar als Glücksfall erscheint.

Es ist aber auch auf wirklich informative Beiträge zu verweisen, die inhaltlich gegenüber sonstigen Publikationen der Autoren nicht unbedingt Neues bieten, aber doch über wichtige Aspekte der Situation des Landes informieren und auch den erwähnten Tunnelblick auf die „Deutschen“ oder gar das „Deutschtum“ (205, 215, 249) hinter sich lassen. Neben den knappen Beiträgen von Henning Melber über die politische Kultur der Swapo als Regierungspartei und die Bedeutung Südafrikas für Namibias wirtschaftliche Perspektiven ist vor allem Wolfgang Werners recht eingehende Darstellung der Landfrage und der Schwierigkeiten einer adäquaten Definition von Landrechten zu nennen, ferner Klaus Dierks' sachkundige, ebenfalls etwas ausführlichere Skizze über Eisenbahnen und Straßen, ähnlich der Überblick von Otto Wipplinger und Helge Habenicht über die in Namibia besonders wichtige Frage der Wasserversorgung, die Geschichte der Kartierung Namibias von Uwe U. Jäschke oder der Abriss der Definition der Grenzen des Landes von Imre Josef Demhardt, schließlich der Überblick über die Kommunalverwaltung von Gerhard Töttemeyer und auch die deprimie-

rende Geschichte, die Anton von Wietersheim und Volker Grellmann über den Raubbau an der namibischen Tierwelt im 19. und frühen 20. Jahrhundert zu erzählen haben. Der Reiz dieser Beiträge liegt zumeist auch in den Praxisbezügen der Autoren. Hier zeigen sich die Stärken eines enzyklopädisch, wenn auch äußerst lückenhaft und sicher unvermeidlich oft recht zufällig zusammengestellten Bandes wie diesem: Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.

*Reinhart Kößler*

R. Stockmann; W. Meyer; S. Krapp; G. Koehne: *Wirksamkeit Deutscher Berufsbildungszusammenarbeit – Ein Vergleich staatlicher und nicht-staatlicher Programme in der VR China*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag 2000, 324 S.

Der Band ist die Dokumentation eines größeren Evaluierungsvorhabens, bei dem zwei Ansätze der deutschen Entwicklungszusammenarbeit im Berufsbildungsbereich miteinander verglichen werden. Gegenstand der Untersuchung sind die technischen Berufsausbildungsprogramme in der VR China, einmal der staatlichen Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit GTZ und zum anderen der Hans-Seidel-Stiftung HSS als nicht-staatlicher Organisation.

Man könnte jetzt fragen, warum ein Evaluierungsbericht als Buch veröffentlicht wird – ist dies eine Antwort auf die immer wieder aufgestellte Forderung nach mehr Transparenz? Die über 300 Seiten gehen jedoch weit über das hinaus, was einen üblichen Bericht ausmacht. Die Autoren geben nicht nur eine kurze allgemeine Einführung in das chinesische Berufsbildungssystem, sondern sie stellen vor allem – und das macht den Reiz des Bandes aus – die

benutzte Methode eingehend dar. Die verwendete Konzeption wird eingangs erläutert und die einzelnen Schritte und methodischen Bausteine hergeleitet. Aus der Evaluierungstheorie und den verschiedenen Instrumenten der empirischen Sozialforschung wird ein Modell und Analyseraster für dieses Vorhaben maßgeschneidert. Dabei wird besonderer Wert auf die Wirkungszusammenhänge gelegt (Ursache-Wirkungsketten, S. 63ff). Mit dem Denkmodell des Lebensverlaufs eines Projektes oder Programms wird darauf hingewiesen, dass die Evaluierungstätigkeit und Analyse grundsätzlich nicht mit dem formalen Fördern eines Projektes abgeschlossen werden kann, insbesondere, wenn die Frage der Nachhaltigkeit ernst genommen wird (s. Diffusionsmodell, S. 68).

Im Hauptteil wird sehr ausführlich die eigentliche Evaluierung nachgezeichnet, d.h. die fünf Berufsbildungszentren werden anhand der dargestellten Methode untersucht. Die detailreiche Darstellung gibt dem Leser in sehr transparenter Form die Möglichkeit, die einzelnen Schritte, sowohl inhaltlich als auch von der methodischen Seite, nachzuvollziehen. Selbst ein Leser, der die chinesische Realität kaum oder nicht kennt, kann sich ein relativ genaues und klares Bild von den Schulen und ihrem Umfeld machen. Es handelt sich um drei Betriebsschulen und zwei überbetriebliche Ausbildungszentren. Drei der Projekte werden von der HSS gefördert und zwei von der GTZ.

Analysiert werden zunächst die Zentren, ihre Trägerstruktur, die Ausbildungsinhalte und vor allem die Verzahnung mit dem chinesischen Berufsbildungssystem und seinen Strukturen. Weiterhin geht es darum, diese auch als Projekte zu untersuchen, denn eine der Aufgaben bestand darin, die entwicklungspolitischen Ansätze und die Implemen-

tierung der staatlichen und der nicht-staatlichen Organisation zu vergleichen. Für die Bewertung besonders interessant ist die Wahrnehmung der Beteiligten und Betroffenen, d.h. die Befragungen nach verschiedenen Kriterien. Neben den Gründen für die Berufswahl wird vor allem nach der Ausbildungsbewertung gefragt, die bei den Arbeitnehmern und Arbeitgebern etwas unterschiedlich ausfällt. Dies mag daran liegen, dass Arbeitgeber das Qualifikationsniveau und die Qualität der Ausbildung zwar hoch einschätzen, dies sich aber für die Arbeitnehmer kaum in besseren Karrierechancen oder höherer Bezahlung auswirkt. Im Gesamtbild ist keine eindeutige Tendenz für die eine oder andere Schulform festzustellen, die Vor- und Nachteile sind relativ gleichmäßig verteilt.

Auch die grundsätzliche Frage nach den Implementierungschancen und Erfolgen des dualen Ausbildungssystems sind nicht eindeutig nur positiv. Das gelegentlich als deutscher Exportschlager gehandelte Modell hat in dieser Studie etwas von seinem Glanz eingebüsst. In China kann offensichtlich nicht davon ausgegangen werden, dass die Bedingungen und die politische Bereitschaft bzw. der Wille für eine Einführung und Adaptation dieses Ausbildungsmodells auf breiter Ebene gegenwärtig gegeben ist.

Die für den Leser hilfreiche Kurzzusammenfassung (S.301 ff) macht noch einmal deutlich, dass es bei dem angestellten Vergleich keinen eindeutigen Sieger gibt. Es wird auch klar, dass die finanziell besser ausgestatteten Projekte der GTZ nicht gleichzeitig zu besseren Ergebnissen führen.

Die weiteren Details sollen aber dem interessierten Leser nicht alle bereits jetzt verraten werden. Der Anreiz zur Lektüre soll erhalten bleiben. Zusammenfassend ist festzustellen, dass es sich bei dem Band

um ein relativ spezielles Thema handelt, das sicher nicht einen allgemeinen und sehr breiten Leserkreis anspricht. Dies wird besonders durch den sehr ins Detail gehenden Hauptteil deutlich. Trotzdem ist das Werk nicht nur für den kleinen Kreis der am Thema Interessierten hilfreich. Die beiden Fragestellungen, der Vergleich und die Erläuterung der angewandten Methode, ziehen sich wie ein roter Faden durch die Studie; und sie sind es, die auch für einen breiteren Leserkreis, vor allem aus dem Evaluierungsbereich, interessant sind.

*Theo Mutter*

Theo Mutter; Jochen Töpfer; Christa Wichterich: *Ökologie und Nachhaltigkeit. Eine Querschnittsstudie über Projekte der Heinrich-Böll-Stiftung im Ausland*. Berlin: Heinrich-Böll-Stiftung 2002

Der zweite Weltgipfel zu Umwelt und Entwicklung im August 2002 in Johannesburg hat deutlich gemacht, dass die globalen ökologischen Probleme noch weit von einer politischen Lösung entfernt sind. Ebenso wenig wurden die Weichen für eine nachhaltige Entwicklung gestellt, wie dies auf dem ersten Umwelt- und Entwicklungsgipfel von 1992 in Rio de Janeiro gefordert wurde, und es fehlt häufig der politische Wille, internationale Vereinbarungen auf nationaler Ebene umzusetzen.

Vor diesem Hintergrund bietet das vorliegende Buch einen interessanten Einblick in die Förderpolitik der Heinrich-Böll-Stiftung von ökologischen, nachhaltigen Entwicklungsprozessen unterschiedlichster Akteure in Afrika, Asien, Lateinamerika und Osteuropa. Die geförderten Projekte, die in diesem Buch vorgestellt und analysiert werden, informieren außerdem über die vielfältigen zivilgesellschaftlichen Akteure in ih-

rem Bemühen, Modelle, alternative Ansätze und politische Regulierungsinstrumente zur Lösung lokaler, regionaler, nationaler und internationaler Umweltprobleme zu entwickeln und politisch durchzusetzen. Dabei geht es vielen dieser geförderten ökologischen Bewegungen, Bürgerinitiativen, Nichtregierungsorganisationen (NRO), Netzwerke und politischen Institutionen nicht nur um die Lösung eines partikularen Umweltproblems, sondern um die Suche nach nachhaltigen Entwicklungskonzepten, die das globale nicht-nachhaltige Wachstumsmodell überwinden helfen.

Das vorliegende Buch geht aus einer Querschnittsevaluierung des Programmschwerpunktes „Ökologie und Nachhaltigkeit“ der Heinrich-Böll-Stiftung hervor. Insgesamt werden 67 Projekte und 242 Kleinmaßnahmen, die von der Zentrale oder von den 12 Außenbüros gefördert wurden, analysiert. Die Fördersumme für die Projekte belief sich zwischen 1997-2000 auf 9,5 Mio. Euro, die der Kleinmaßnahmen pro Jahr auf weitere 1,5 Mio. Euro. Förderregionen sind: Mittel-, Südost- und Osteuropa (MSOE-Länder), Thailand, Nahost, Westafrika, Horn von Afrika, südliches Afrika, Mittel- und Südamerika.

Die Autoren heben den politischen Förderansatz nachhaltiger, ökologischer Entwicklung der Heinrich-Böll-Stiftung hervor, der sie von dem eher technischen Ansatz vieler Geberorganisationen unterscheidet. In ihrem Verständnis von Ökologie als politischer Ökologie versteht sich die Heinrich-Böll-Stiftung als (umwelt-) politischer Akteur, der sich vermittelt über die Förderung von Aktivitäten ihrer Partnerorganisationen politisch einmischt, um eine Politisierung ökologischer Themen und damit eine Ökologisierung von Politik und Gesellschaft voranzubringen. Dabei kommen den Auslandsbüros der Heinrich-Böll-Stiftung

häufig eine Multiplikatorfunktion oder Initialfunktion zu.

Die untersuchten Projekte und Maßnahmen werden aus unterschiedlichster Perspektive eingekreist, kategorisiert und analysiert. Die Studie beginnt mit einer Kurzbeschreibung der regionalen Rahmenbedingungen und der Projekte und Programme pro Region. Darauf aufbauend werden die Akteure (Auslandsbüros, staatliche und nicht-staatliche Trägerorganisationen) sowie die Zielgruppen und politischen Adressaten der geförderten Projekte untersucht. In weiteren Kapiteln werden die Projekte nach Politikfeldern und Handlungsstrategien kategorisiert. Drei Fallstudien von Projekten aus Polen, Thailand und Brasilien runden die Analyse vor einer Gesamtbewertung ab. Die Herangehensweise, die Projekte aus immer wieder neuen Blickwinkeln zu beleuchten, ermöglicht ein umfassendes und komparatives Verständnis der Inhalte, Problemsituationen und unterschiedlichen Strategien der Projektaktivitäten und ihrer Trägerorganisationen. Dennoch bringt ein solches Vorgehen unvermeidliche inhaltliche Doppelungen mit sich, die den Lesefluss bisweilen hemmen.

Die Partner- bzw. Trägerorganisationen der Heinrich-Böll-Stiftung sind überwiegend NRO, außer in Kuba und am Horn von Afrika, wo wegen der politischen Besonderheiten direkt mit staatlichen Behörden kooperiert wird. Die Studie stellt eine Tendenz weg von Basis-NRO oder öko-sozialen Bewegungen hin zu Experten und Beratungs-NRO fest. Diese agieren als Katalysatoren und Multiplikatoren auf einer mittleren Ebene zwischen lokaler Basis und Öffentlichkeit bzw. politischen Entscheidungsträgern. Charakteristisch ist, dass die Partnerorganisationen des Südens keine reinen Umwelt-NRO sind, sondern ökologische Probleme mit Fragen sozialer Gerechtigkeit verknüp-

fen. Dieser öko-soziale Ansatz unterscheidet sie von den geförderten Organisationen der MSOE-Länder.

Die vorliegende Studie analysiert vier wesentliche Politikfelder der geförderten Projekte: ökologische Landwirtschaft, einschließlich spezifischer Projekte zum Erhalt der Biodiversität, Erhalt und Regeneration lokaler Überlebenssysteme, Energie- und Klimaprobleme sowie die Erarbeitung von Visionen alternativer, nachhaltiger Entwicklungsmodelle in kritischer Auseinandersetzung mit dem herrschenden Entwicklungsparadigma. Als fünftes Politikfeld stimulierte die Stiftung zeitlich befristet ihre Partnerorganisationen, sich in die Vorbereitungen zum Weltgipfel 2002 in Johannesburg einzubringen und ihre eigenen Anliegen auf die nationale und internationale Tagesordnung zu setzen, Öffentlichkeit herzustellen und Handlungsperspektiven zu formulieren. Eine wachsende Rolle spielen die Politikfelder Handel und Wirtschaft sowie Wasser.

Der integrierte, ganzheitliche Ansatz vieler Projekte, die über Aktivitäten in einem begrenzten Sektor hinausgehen und mehrere Politikfelder in einem Gesamtzusammenhang bearbeiten, wie auch die systemische Perspektive der Nachhaltigkeitsdiskussion allgemein macht die Unterteilung der Projekte in spezifische sektorale Politikfelder schwierig. Darauf weist die Studie hin. Die Eingruppierung der Projekte in die obigen Politikfelder wie auch die Abgrenzung dieser voneinander ist nicht immer nachvollziehbar und verdeutlicht das methodische Problem, einen ganzheitlichen Ansatz in Einzelteile zu zerlegen. So finden sich viele inhaltliche Überschneidungen der Kategorien „lokale Überlebenssysteme“ und „Nachhaltigkeitskonzepte/Alternative Entwicklungsmodelle“ oder zwischen „Nachhaltigkeitskonzept-

ten“ und „Weltgipfel 2002“ und die Grenzen zwischen Ökolandbau/Biodiversität und den Aktivitäten zum Erhalt lokaler Überlebenssysteme sind fließend. Viele Projekte müssen mehreren Politikfeldern zugeordnet werden, wodurch sich die Kategorisierung wieder verwischt.

Bei den analysierten Handlungsstrategien der Projektpartner stellen die Autoren eine Verlagerung des strategischen Fokus von der praktischen Basisarbeit hin zur Politikebene fest. Dies gilt v.a. für die Länder, in denen demokratische Spielräume entstanden sind. Dabei gelingt vielen Partnern der Spagat zwischen der Basis, wo die Konflikte um Ressourcen oder der Kampf gegen Umweltschäden ausgetragen werden, und der politischen und rechtlichen Ebene. Es gibt einen Trend zu Projekten der Politikbeeinflussung, Beratung, Vernetzung und Konzeptionsentwicklung, ohne jedoch die Basisverankerung zu verlieren. Projekte des praktischen Umweltschutz verlieren an Bedeutung.

Auch auf der Handlungsebene lässt sich eine wachsende Komplexität feststellen und viele Projekte verfolgen mehrere Strategien gleichzeitig. Neben den Ansätzen der Politikintervention auf kommunaler, nationaler oder internationaler Ebene ist Umweltbildung ein weiterer Schwerpunkt in den Handlungsstrategien, die in fast allen Projekten in unterschiedlicher Intensität durchgeführt wird. Dies entspricht der genuinen Aufgabe politischer Bildung der Heinrich-Böll-Stiftung als politischer Stiftung. Ein „Gender Mainstreaming“ der Projekte muss eher als „negative“ Handlungsstrategie betrachtet werden, da sie, so die Analyse der Autoren, in den Projekten kaum vorkommt. Jeder analysierten Handlungsstrategie wird eine kurze Bewertung der „lessons learned“, nachgestellt, die als

künftige Orientierung für die weitere Förderpolitik dienen können.

In ihrer Bewertung subsumieren die Autoren die Projekte unter drei Oberziele auf drei unterschiedlichen Handlungsebenen:

- die Bewahrung von Ressourcen auf der praktischen Ebene
- die Erzeugung von Aufmerksamkeit, Akzeptanz und Relevanz für ökologische Themen auf zivilgesellschaftlicher Ebene
- die Schaffung von Umweltregularien auf der politischen und rechtlichen Ebene.

Unklar bleibt, ob diese induktiv aus den Handlungsstrategien abgeleiteten Ziele auch mit den Zielen der Förderpolitik der Heinrich-Böll-Stiftung identisch sind oder diese ergänzen oder gar von diesen abweichen.

Entsprechend dieser Ziele haben die Autoren ein Indikatorenraster zur Bewertung der Projekte entwickelt, das Erfolgsindikatoren für die Mikroebene des praktischen Umweltschutzes und Ressourcenmanagements, für die Mesoebene der zivilgesellschaftlichen Kapazitäts- und Institutionenbildung sowie für die Makroebene der Beeinflussung von Recht, Politik und gesellschaftlicher Entscheidungsmacht enthält. Auch hier ist nicht deutlich, nach welchen Kriterien und/oder auf Grundlage welcher Konzeptionen diese Indikatoren ausgewählt wurden und ob diese eine Entsprechung in den Projekten selbst oder in der Förderkonzeption der Heinrich-Böll-Stiftung finden.

Die Auswertung selbst, die im Vergleich zu der sehr detaillierten Analyse kaum nach Ländern und Projekttypen differenziert und sehr allgemein gehalten wird, bescheinigt der Heinrich-Böll-Stiftung eine überwiegend erfolgreiche Förderpraxis, ohne allerdings vorhandene Hindernisse und Schwächen zu verschweigen. Als „good practices“ werden nochmals wesentliche erfolgreiche Problemlösungen in den Projekten

und modellhafte Projekterfahrungen herausgestellt, die, soweit sie kontextunabhängig sind, auch andere Geberorganisationen in ihrer Förderpolitik stimulieren und zur Nachahmung anregen können. Es bleibt allerdings v.a. auf der Meso- und Makroebene schwierig, allgemeine Erfolge wie „mehr öffentliche und politische Aufmerksamkeit für Fragen von Ökologie und Nachhaltigkeit ...“, mehr Relevanz in der Gesellschaft und mehr Akzeptanz für ökologische Themen“ den geförderten Aktivitäten der Partnerorganisationen eindeutig zuzuordnen. Hier wäre eine größere Differenzierung und Problematisierung der Erfolgs-„messung“ qualitativer Veränderungsprozesse angebracht.

In ihren Empfehlungen raten die Autoren zur Fortsetzung einiger analysierter Trends: z.B. die Politisierung ökologischer Themen auf der rechtlichen und politischen Ebene, die Verknüpfung praktischer ökologischer Anliegen an der Basis mit strategischen ökologischen Interessen an Strukturveränderung oder der ganzheitliche, sektorübergreifende Ansatz. Weitere Empfehlungen beziehen sich auf die verstärkte Förderung von Bündnissen, Austausch, regionalen Ansätzen und Vernetzungsprozessen. Als neue Zielgruppen wird die Arbeit mit Jugendlichen angeraten. Als weitere inhaltliche Schwerpunkte werden die Förderung von Aktivitäten, die den Zusammenhang von Konsumverhalten, Lebensstil und Ökologie herstellen und Verhaltensänderungen bewirken sowie die Themen Handel und Wirtschaft empfohlen. Der Heinrich-Böll-Stiftung selbst wird angeraten, die eigene Konzeptdiskussion von Nachhaltigkeit und Zukunftsfähigkeit zu vertiefen und klare Positionierungen im Dialog mit den Partnerorganisationen zu erarbeiten. Ebenso sollen die identifizierten „good practices“ systematisiert und

dokumentiert werden, um als Instrument des Süd-Süd und Süd-Ost Austausches genutzt zu werden.

Der vorliegende Band ist insgesamt eine stimulierende Analyse, die den Autoren sowohl praktische Erfahrungen, politische Sensibilität und strategische Kenntnisse der NRO-Landschaft als auch konzeptionelle, inhaltliche und strategische Fachkenntnisse der komplexen Thematik bescheinigt. Das Buch lädt andere Institutionen der internationalen Zusammenarbeit und Fachleute zu Reflexion und zum Erfahrungsaustausch ein.

*Karin Stahl*

Ulrich van der Heyden; Joachim Zeller (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin: Berlin-Edition 2002, 320 S.

Über 180 Jahre ist es nun her, dass Heinrich Heine auf seinen Streifzügen durch Berlin auf Schritt und Tritt die Scheinhaftigkeit des Glanzes geradezu in die Augen sprang, den die Preußenhauptstadt zu verprühen sich unterfing. Heine kam zu dem Schluss: „Berlin ist ein echtes Krähwinkel“, und er geißelte die Verkehrung der Freiheitsliebe in Franzosenhass, den er während der Restaurationszeit hier besonders intensiv wahrnahm. Weiter verwies Heine auf das Urteil der Mme. de Stael, in Berlin seien kaum Spuren der Geschichte des Landes zu finden, das von hier aus regiert werde. Zumindest dies hat sich inzwischen gründlich geändert. Der vorliegende erste Überblick – weitere Bände befinden sich in Vorbereitung – bezieht sich denn auch schwerpunktmäßig auf die Jahrzehnte des ausgehenden 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, als mit aller Macht versucht wurde, Berlin von jeder Spur seines Krähwinkel-Images zu befreien. Das wird nicht zuletzt

auch sinnlich in den Abbildungen der großspurigen Architektur des Kolonialmuseums, des Kolonialpanoramas oder des Afrika-Hauses und der Pläne zum nicht ausgeführten Kolonialdenkmal vermittelt.

In zehn großen Abschnitten wird zunächst kurz an den frühen Kolonialisierungsversuch des Großen Kurfürsten an der Oberen Guinéküste erinnert, um dann wesentliche Stationen Berlins als Ort wichtiger kolonialpolitischer Entscheidungen, vor allem der Afrika-Konferenz 1884/85 und als Verwaltungszentrale des ebenfalls ab 1884 entstehenden deutschen Kolonialreiches nachzuzeichnen. Der Themenstellung des Bandes entsprechend geht es dabei immer wieder um die noch auffindbaren Orte von Ereignissen, Entscheidungen und Institutionen. Der Abschnitt über die „Lobbyisten für die ‘Schutzgebiete‘“ spricht dann diverse Aspekte der Kolonialideologie an, am hervorstechendsten wohl die fast allgemeine Kritik an der „Rassenmischung“, die nicht zuletzt den „Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft“ bewog, prospektive Ehefrauen für deutsche Siedler in den Kolonien zu rekrutieren; die Kolonialideologie fand vor dem Ersten Weltkrieg aber auch in Beiträgen zu Reichtagstagsdebatten ihren Niederschlag bis weit in die Reihen der Sozialdemokratie. Weiter erweist sich Berlin als eines der Zentren der „Überseewirtschaft“, vor allem für den Vertrieb von „Kolonialwaren“, mehr aber noch der „Kolonialdeutschen Wissenschaften“: Sie reichen von den Arbeiten der Afrika-reisenden und Kolonialpioniere wie Gustav Nachtigal sowie die Expansion der Geographie als Disziplin über Robert Kochs Forschungen zu Pest und Malaria und grundlegende Sammlerarbeit zur Botanik der Tropen, bis hin zu Pionierleistungen bei der Erforschung afrikanischer Sprachen ebenso wie auf dem Feld der Rassenbiologie. Ge-

rade die für das Kolonialprojekt zentrale ideologische Unterfütterung kam nicht ohne „Inszenierungen“ aus, deren zentralen Ort einmal mehr die Reichshauptstadt darstellte: Ausstellungen, das erwähnte Kolonialmuseum und das Kolonialpanorama sowie die Völkerschauen im Zoo sollten die Kolonialbegeisterung am Leben erhalten. Ähnlichen Zwecken diente die „Koloniale Kultur“, auf die mit Beiträgen u.a. über bildende Kunst, Denkmäler und die Kolonialfilmindustrie hingewiesen wird; die koloniale Expansion fand aber auch Ausdruck in scheinbar so abwegigen Bereichen wie der Namensgebung für Kleingartenanlagen. Nicht zuletzt die Ausstellung von Repräsentanten der Kolonisierten trug zu einer „Kolonialmigration“ bei, die dazu führte, dass sich eine beachtliche, vorwiegend afrikanische Diaspora in Berlin etablierte und teilweise selbst über die Repression des Nationalsozialismus retten konnte. Wie deutlich wird, konnten sich die Migranten neben der Funktion als Sprachlehrer vor allem in unterschiedlichen Funktionen im Schaugeschäft, in Musik und Filmindustrie halten. Diese Geschichten übergreifen bereits die Periode, die unter dem Titel „Kolonialismus ohne Kolonien“ behandelt wird: die Kolonialbewegung in der Weimarer Zeit, die sich nun notgedrungen auf einen durch die Parole „Volk ohne Raum“ und den Kampf gegen das „Versailler Diktat“ motivierten Kolonialrevisionismus konzentrierte und die anschließenden Planungen des NS-Staates. Die „Spurensuche“ wird in diversen Berliner Museen abgerundet, wobei einzelne Exponate im Vordergrund stehen, von der Ehrenplakette für die Teilnahme an der Niederwerfung des Herero-Aufstandes bis hin zur Schädelammlung, die sich in wesentlichen Teilen aus diesem Völkermord gespeist hat, aber auch Bilder und auf mehr oder min-

der fragwürdige Weise beschaffte Kunstgegenstände.

In diesem weitgespannten Bogen entsteht ein vielschichtiges, buntes Bild der kolonialen Geschichte nicht nur Berlins, sondern unweigerlich auch Deutschlands. Das ist gerade zu einer Zeit von Bedeutung, in der einmal mehr eine globale Rolle für den neu vereinigten Staat reklamiert wird und die Beteiligung an weltweiten, humanitär motivierten Militärinterventionen u.a. damit gerechtfertigt wird, man sei ja kolonial unbelastet. Dieser Form öffentlicher Amnesie kann in der Tat ein Zugang entgegenwirken, der immer wieder auf die Orte verweist, wo koloniale Politik gemacht wurde und/oder wo sie Spuren hinterlassen hat – eben in Form von Museumsexponaten oder auch von Grabsteinen, Gebäuden, die den Bombenkrieg überstanden haben, bis hin zu den verschwundenen Orten, an die keine sichtbaren Hinweise mehr erinnern. Dies ergibt freilich einen nicht immer einfachen Spagat. Der Reichstag etwa gemahnt legitimerweise an die Auseinandersetzungen um die Kolonialpolitik, die dort vor allem während des wilhelminischen Zeitalters ausgetragen wurden. Doch entgleitet solchen Darstellungen zuweilen der Lokalbezug, der an anderer Stelle, etwa in der Betrachtung der Straßennamen des „afrikanischen Viertels“ im Wedding, dazu tendiert, wiederum ins rein Lokalhistorische zu kippen und ein wenig an Krähwinkel gemahnt. In seinen stärksten Beiträgen enthält der Band aber einige faszinierende Vignetten, in denen die Autorinnen und Autoren an die Kunst heranreichen, aus einem kleinen Anlass große Zusammenhänge zu entwickeln. Das gilt in besonderer Weise etwa für das Genregemälde eines schwarz-weißen Berliner Liebespaares, das den Ausgangspunkt nicht nur für die Erzählung von einer schwarzen Musikerfamilie bildet, sondern auch für den Hinweis auf

die 300jährige Tradition schwarzer Musiker an der Spree. Ähnlich erhält in der an einer Pankower Oberschule in den 1930er Jahren realisierten Kolonialschau die Realität kolonialer Ideologie und Propaganda ein deutlicheres Profil als in mancher Textanalyse. Die Lebensskizze von Friedrich Maharero, der als Sohn des damals von den Deutschen als Oberhäuptling“ protegierten Samuel Maharero an einer der Völkerschauen in Berlin teilnahm und dies zugleich zu einer diplomatischen Mission nutzte, später aber nach der Niederschlagung des Herero-Aufstandes in Namibia 1904 bis zu seinem Tod im Exil lebte, ist hier ebenfalls zu nennen.

Es ist den Herausgebern, die selbst mehrere Artikel beigeuert haben, gelungen, einen Bilderbogen zusammenzustellen, zu dem Autorinnen und Autoren unterschiedlichster Fachrichtungen beigetragen haben. Das Buch lädt ein zu Schmöker- und Entdeckungsreisen, wobei Berlin oft nur der Anlass ist und die keineswegs nur gemütlich verlaufen. Dass freilich die erste demokratische Revolution in Deutschland ein passant als „ausgebrochene Unruhen“ Erwähnung findet (273) verweist ein wenig auf die Problematik einer Stadt, die auch als Hauptstadt des neu vereinigten Deutschland wohl unfreiwillig, aber nicht ganz zufällig noch immer eine Kamerunstraße, eine Togostraße oder eine Swakopmunder Straße aufweist, aber nach wie vor in dieser Form nicht der Märzgefallenen gedenkt.

*Reinhart Kößler*

René Schilling: *Kriegshelden. Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945*. Paderborn etc: Ferdinand Schöningh 2002

Dem Krieg und der überwiegend dynastischen Kriegführung des 18. Jahrhunderts

stand das Bürgertum eher skeptisch gegenüber. Mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Rahmen der preußischen Heeresreform 1813 erfuhr jedoch der einfache Soldat eine Aufwertung. Dem musste „auch symbolisch Tribut gezahlt werden“ (16). Dies geschah vor allem dadurch, dass der Status des „Helden“ und die damit einhergehende Verehrung, die bis dahin Adligen und hohen Offizieren vorbehalten gewesen waren, nun in gewisser Weise „demokratisiert“ wurden, auch dem einfachen Bürger zuerkannt werden konnten. Die in den „Freiheitskriegen“ jener Jahre gefallenen „Opferhelden“, allen voran Theodor Körner und Friedrich Friesen, waren die ersten dieser bürgerlichen Heldenfiguren, deren allgemeine Anerkennung einerseits den neuen Status des Bürgertums bestätigte, andererseits auch dessen (meist nicht sehr ausgeprägte) Wehrbegeisterung steigern sollte. Das wechselnde Schicksal und die wechselnden Inhalte des somit erstmals etablierten „Deutungsmusters bürgerlicher Opferheld“ – und nicht etwa die Heldenbiographien als solche – sind Thema der vorliegenden umfangreichen Dissertation von René Schilling. Mittel der Wahl zur Freilegung solcher Deutungsmuster ist ihm die Auswertung von Massenquellen wie insbesondere Trivilliteratur in Gestalt von Biographien, Zeitungsberichte über Gedenkfeiern und Gedenkstätten, Meinungsäußerungen in Besucherbüchern solcher Gedenkstätten u. dgl. mehr.

Inhaltlich unterscheidet S. drei verschiedene Ausgestaltungen des Deutungsmusters, die zu unterschiedlichen Phasen der historischen Entwicklung jeweils die Szene beherrschten. Bis in die 1860er Jahre dominierte der Idealtypus des *patriotisch-wehrhaften Bürgerhelden*, den man am vorbildhaftesten wieder in Theodor Körner und Friedrich Friesen verwirklicht

sah. Deren Bild ist in sich durchaus differenziert und auch zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppierungen umkämpft. Als zentrale Elemente dieses Konstrukts erschienen Bildung und Humanität, die beide ganz im Sinne der Weimarer Klassik verstanden wurden. Von deren Vertretern werden die Bürgerhelden jedoch dadurch unterschieden, dass sie das „poetische Leben in That und Wandel“ umgesetzt haben (71). Sie zeichneten sich dem Bilde gemäß nicht nur durch umfassende wissenschaftliche, literarische und musische Bildung, handwerkliches Geschick und sportliche Tüchtigkeit aus, sondern eben auch durch die Bereitschaft zum „Opfertod“ im Kampf „gegen Herrschaft und Tyrannei“. Politisch konnten daraus sehr unterschiedliche Konsequenzen gezogen werden. Bei Körner selbst finden sich neben dem Postulat, im Gegner den Menschen zu erkennen, blutrünstige Hassgesänge gegen den französischen Feind, neben der Forderung, gegen „Herrschaft und Tyrannei“ „auch innerhalb“ der deutschen Staaten aufzustehen, bürgerlich-elitäre Konzeptionen, die die unterbürgerlichen Schichten von jeder politischen Beteiligung ausschlossen, sowie moderat verklausulierte Bitten um Rechtssicherheit und Pressefreiheit. Entsprechend unterschiedlich fiel auch die Rezeptionsgeschichte dieser ersten „Opferhelden“ in den verschiedenen Klassen und Schichten aus. Ihre unterschiedenste Verehrergemeinde fanden sie im national und liberal gesinnten, gehobenen Bürgertum. Den Fürsten blieben sie suspekt und Veranstaltungen zu ihrem Gedenken erschienen ihnen als oppositionelle Akte. Für das Militär schließlich war der bürgerliche Opferheld nichts als ein Muster an Disziplinlosigkeit und Ineffizienz, ein Gegenstand eher der Verachtung als der Verehrung.

In den Jahren nach der Reichsgründung, spätestens jedoch in den 1890er Jahren dominiert dann der Idealtypus des *reichsnationalen Kriegshelden* die Szene. Dessen militärische Qualitäten gewannen in der Rezeption nun eindeutig die Oberhand gegenüber dem zuvor gepflegten Ideal der umfassenden Geistesbildung ebenso wie sein Nationalismus gegenüber dem tendenziell kosmopolitischen Humanismus der Weimarer Klassik; der Krieg wurde zum einzigen Ort der Bewährung des Helden. Dank dieser Akzentverschiebungen konnten die politischen Autoritäten des neuen Reiches ihren Frieden mit den Bürgerhelden von einst machen – ganz ebenso wie das Bürgertum den seinen mit dem Adel.

Deutliche Korrekturen an diesem Idealtyp bewirkten die Materialschlachten des Ersten Weltkriegs. „Der massenhafte Tod auf den Schlachtfeldern taugte nicht für die Inszenierung eines personalen Heldenmythos.“ (253) Die Technik beherrschte die Kriegführung. Gerade daran jedoch konnte ein neuer Heldenmythos anknüpfen: der Kampfflieger Manfred von Richthofen und der U-Boot-Kapitän Otto Weddigen konnten als Beherrscher der neuesten technischen Wunderwaffen an die Stelle der alten Helden treten – von deren Ruhm allerdings auch sie noch zehrten. Überraschend fanden dabei sogar bildungsbürgerliche Konzepte neue Anerkennung – eingebettet in die Legende von der „Kultur“ der Deutschen im Gegensatz zur „bloßen Zivilisation“ der Angelsachsen.

In der Weimarer Republik und verstärkt in Nazideutschland wurden dem Bild des

(alten wie des neuen) Helden zwei neue Elemente beigelegt, durch deren Dominanz der *charismatisch-kriegerische Volksheld* als dritter Idealtypus definiert ist: zum einen sein Charisma als „geborener Führer“, zum anderen seine Verbundenheit mit dem Mann aus dem Volk. Der Held war nun einerseits unangefochtener Führer, militärisch-professioneller Experte und „stahlharter“ Kriegermann, andererseits „Kamerad“, einfacher Soldat unter einfachen Soldaten, ein Mitglied der „Volksgemeinschaft“ wie andere auch. Der Held war auch ein Jedermann – und jedermann konnte ein Held werden. Dieses Konstrukt ermöglichte eine neuartige ideologische Integration gerade der unterbürgerlichen Schichten, speziell der Arbeiterschaft, in die in der Heldenverehrung geeinte Volksgemeinschaft. Adolf Hitler als „Mann aus dem Volke“ und „von der Vorsehung erwählter Führer“ verstand es bestens, auf dieser Klaviatur zu spielen.

Die große Stärke der Arbeit von S. liegt in der ständigen Rückbeziehung von geistesgeschichtlichen auf gesellschaftsgeschichtliche Entwicklungen – und umgekehrt. Die ideologiekritischen Potentiale der Gesellschaftsgeschichte wurden selten so überzeugend ausgeschöpft. Die einzige – kleine – Schwäche liegt in der allzu starken Konzentration auf den Körner-Mythos – Friesen liefert kaum mehr als die Staffage für Körner, und im Vergleich zu diesem bleiben auch Richthofen und Weddigen eher blass.

Gerhard Hauck

## Eingegangene Bücher

- Adelmann, Martin: *Regionale Kooperation im südlichen Afrika*. Freiburg i.Br.: Arnold-Bergstraesser-Institut 2003 (= Freiburger Beiträge zu Entwicklung und Politik 30), 100 S.  
ISBN 3-928597-36-1
- Arnswald, Ulrich; Kertscher, Jens (Hg.): *Die Autonomie des Politischen und die Instrumentalisierung der Ethik*. Heidelberg: Manutius Verlag 2002, 203 S.  
ISBN 3-934877-16-8
- Barker, Jonathan: *The No-Nonsense Guide to Terrorism*. Oxford: New Internationalist/London: Verso 2003, 144 S.  
ISBN 1-85984-433-2
- Basler Afrika Bibliographien; Namibia Resource Centre; Southern Africa Library (Hg.): *Jahresbericht 2002 - Annual Report*. Basel: Basler Afrika Bibliographien, 60 S.  
ISSN 1424-2931
- Basler Afrika Bibliographien; Namibia Resource Centre; Southern Africa Library (Hg.): *Das Archiv der Solidaritätsgruppe Medic' Angola/Kämpfendes Afrika*. Basel: Basler Afrika Bibliographien 2002 (= Registratur AA. 5), 52 S.  
ISBN 3-905141-78-7
- Basler Afrika Bibliographien; Namibia Resource Centre; Southern Africa Library (Hg.): *Hubertus Graf zu Castell-Rüdenhausen (1909-1995). Teilnachlass & Manuskripte zu Namibia*. Basel: Basler Afrika Bibliographien 2002 (= Registratur PA. 24), 42 S.  
ISBN 3-905141-77-9
- Bendel, Petra; Krennerich, Michael (Hg.): *Soziale Ungerechtigkeit. Analysen zu Lateinamerika*. Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag 2002 (= Schriftenreihe des Instituts für Iberoamerika-Kunde 57), 275 S.  
ISBN 3-89354-616-2
- Bielefeldt, Heiner: *Muslimen im säkularen Rechtsstaat. Integrationschancen durch Religionsfreiheit*. Bielefeld: transcript Verlag 2003, 144 S.  
ISBN 3-89942-130-2
- Boschmann, Niña: *Wiederaufbauprogramm und „Complex Emergencies“: EZ-relevante Erfahrungen und Lessons learned*. Eschborn: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit 2003
- Bühler, Andreas Heinrich: *Der Namaaufstand gegen die deutsche Kolonialherrschaft in Namibia von 1904-1913*. Frankfurt a.M. & London: IKO 2003, 435 S.  
ISBN 3-88939-676-3
- Calcagnotto, Gilberto; Nolte, Detlef (Hg.): *Südamerika zwischen US-amerikanischer Hegemonie und brasilianischem Führungsanspruch. Konkurrenz und Kongruenz der Integrationsprozesse in den Amerikas*. Frankfurt a.M.: Vervuert Verlag 2002 (= Schriftenreihe des Instituts für Iberoamerika-Kunde 56), 284 S.  
ISBN 3-89354-604-9
- China Reflected*. Asian Exchange Vol. 18, No. 2 2002/Vol. 19, No 1 2003. Hong Kong: Asian Regional Exchange for Alternatives (ARENA) 2003, 247 S.
- Deutsche Gesellschaft für die Vereinten Nationen e.V. (DGVN) (Hg.): *Stärkung der Demokratie in einer fragmentierten Welt. Anregungen zur Bildungsarbeit mit dem UNDP-Bericht über die menschliche Entwicklung 2002*. Bonn: DGVN 2002
- Eine-Welt-Netzwerk NRW (LAG3W) (Hg.): *Chance Eine Welt. Rio+10 im Nord-Süd-Dialog*. Münster: Eine-Welt-Netzwerk NRW 2002, 94 S.
- Fornet-Betancourt, Raúl (Hg.): *Theorie und Praxis der Demokratie in den Kulturen*. Dokumentation des IX. Internationalen Seminars des Dialogprogramms Nord-Süd. Frank-

- furt a.M.Frankfurt a.M. & London: IKO Verlag 2003, 242 S.  
ISBN 2-88939-678-X
- Fraser, Nancy; Honneth, Axel: *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, 306 S.  
ISBN 3-518-29060-6
- Giegel, Hans Joachim; Schimank, Uwe (Hg.): *Beobachter der Moderne. Beiträge zu Niklas Luhmanns „Die Gesellschaft der Gesellschaft“*. Frankfurt a.M.Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2003, 343 S.  
ISBN 3-518-29212-9
- Görg, Christoph: *Regulation der Naturverhältnisse. Zu einer kritischen Theorie der ökologischen Krise*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2003, 345 S.  
ISBN 3-89691-530-4
- Hempel, Gotthilf; Schulz-Baldes, Meinhard (Hg.): *Nachhaltigkeit und globaler Wandel. Guter Rat ist teuer*. Frankfurt a.M.Frankfurt a.M. usw.: Peter Lang 2003, 241 S.  
ISBN 3-631-50400-4
- Hendricks, Fred: *Fault-Lines in South African Democracy. Continuing Crises of Inequality and Injustice*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2003 (= Discussion Paper 23), 32 S.  
ISBN 91-7106-508-3
- Hess, Klaus A.; Becker, Klaus J.: *Vom Schutzgebiet bis Namibia 2000*. Göttingen/Windhoek: Klaus Hess Verlag/Publishers 2002, 532 S.  
ISBN 3-933117-23-2
- van der Heyden, Ulrich; Zeller Joachim (Hg.): *Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche*. Berlin: Berlin-Edition 2002, 320 S.  
ISBN3-8148-0092-3
- Hughes, Lotte: *The No-Nonsense Guide to Indigenous Peoples*. Oxford: New Internationalist/London: Verso 2003, 144 S.  
ISBN 1-85984-438-2
- Humburg, Martin; Bonatz, Dominik; Veltmann, Claus (Hg.): *Im "Land der Menschen". Der Missionar und Maler Eduard Fries und die Insel Nias*. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2003, 128 S.  
ISBN 3-89534-493-1
- Jäger, Siegfried; Jäger, Margarete: *Medienbild Israel. Zwischen Solidarität und Antisemitismus*. Münster/Hamburg/London: Lit-Verlag 2003 (= Medien: Forschung und Wissenschaft 3), 368 S.  
ISBN 3-8258-6446-4
- Kaiser, Markus (Hg.): *WeltWissen. Entwicklungszusammenarbeit in der Weltgesellschaft*. Bielefeld: transcript 2003, 383 S.  
ISBN 3-89942-112-4
- Kathina Juma, Monica; Suhrke, Astri (Hg.): *Eroding Local Capacity. International Humanitarian Assistance in Action*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2003, 203 S.  
ISBN 91-7106-502-4
- Kössler, Reinhart; Melber, Henning; Strand, Per: *Development from Below. A Namibian Case Study*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2003, 31 S.  
ISBN 91-7106-507-5
- Lüsebrink, Hans-Jürgen: *La Conquête de l'espace public colonial. Prises de parole et formes de participation d'écrivains et d'intellectuels africains dans la presse à l'époque coloniale (1900-1960)*. Frankfurt a.M.: IKO 2003, 272 S.  
ISBN3-88939-036-6
- Lütteken, Antonia: *Agrar-Umweltpolitik im Transformationsprozess. Das Beispiel Polen*. Aachen: Shaker Verlag 2002 (=Institutioneller Wandel der Landwirtschaft und Ressourcennutzung - Institutional Change in Agriculture and Natural Resources 14), 286 S.  
ISBN 3-8322-1134-9, ISSN 1617-4828
- Mattersburger Kreis für Entwicklungspolitik an den Österreichischen Universitäten (Hg.): *Journal für Entwicklungspolitik, Bd. 19 (1/2003)*:

- Landreformen in Afrika*. Wien: Mandelbaum Verlag Edition Südwind 2003, 112 S.  
ISBN 3-85476-092-2, ISSN 0258-2384
- Nilsson, Desirée: *Liberia – The Eye of the Storm. A Review of the Literature on Internally Displaced, Refugees and Returnees*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2003 (= Studies on Emergencies and Disaster Relief. Report No. 10), 28 S.  
ISBN 91-7106-509-1
- Rainer Hampp Verlag: *management\_abstract 2003*. München/Mering 2003, 115 S.  
ISSN 0934-3347
- Rohn, Walter: *Regelung versus Nichtregelung internationaler Kommunikationsbeziehungen. Das Beispiel der UNESCO-Kommunikationspolitik*. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 2002 (= ISR-Forschungsberichte 26), 96 S.  
ISBN 3-7001-3064-3
- Said, Edward W.: *Freud and the Non-European*. London: Verso 2003, 84 S.  
ISBN 1-85984-500-2
- Scharenberg, Albert; Schmidtke, Oliver (Hg.): *Das Ende der Politik? Globalisierung und der Strukturwandel des Politischen*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2003, 383 S.  
ISBN 3-89691-538-X
- Scherg, Nina: *Entwicklungsorientierte Traumbearbeitung in Nachkriegssituationen*. Eschborn: Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit 2003
- Schneider, Rosa B.: „Um Scholle und Leben“. *Zur Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht in der deutschen kolonialen Afrikaliteratur um 1900*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2003 (= Perspektiven Südliches Afrika 1), 296 S.  
ISBN 3-86099-311-9
- Schneider, Rosa: „Um Scholle und Leben“. *Zur Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht in der deutschen kolonialen Afrikaliteratur um 1900*. Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2003, 295 S.  
ISBN 3-86099-311-9
- Schlyter, Ann: *Multi-Habitation. Urban Housing and Everyday Life in Chitungwiza, Zimbabwe*. Uppsala: Nordiska Afrika-institutet 2003, 77 S.  
ISBN 91-7106-511-3
- Szell, Gyorgy; Cella, Gian Primo (Hg.): *The Justice at Work*. Frankfurt a.M. usw.: Peter Lang 2002, 633  
ISBN 3-631-39682510400-4
- Tezcan, Levent: *Religiöse Strategien der „machbaren“ Gesellschaft. Verwaltete Religion und islamistische Utopie in der Türkei*. Bielefeld: transcript Verlag 2003, 232 S.  
ISBN 3-89942-106-X
- Wordwatch Institute in Zusammenarbeit mit der Heinrich-Böll-Stiftung und GERMAN-WATCH (Hg.): *Zur Lage der Welt 2003*. Münster: Westfälisches Dampfboot 2003, 331 S.  
ISBN 3-89691-537-1
- Wrong, Michela: *Auf den Spuren von Mr. Kurtz. Mobutus Aufstieg und Kongos Fall*. Berlin: Edition TIAMAT. Verlag Klaus Bittermann 2002 (= Critica Dialoblis 107), 334 S.  
ISBN 3-89320-058-4
- Zewde, Bahru; Pausewang, Siegfried (Hg.): *Ethiopia: The Challenge of Democracy from Below*. Uppsala: Nordiska Afrikainstitutet 2002, 215 S.  
ISBN 91-7106-501-6
- Zaccarì, Edwin: *Le développement durable. Dynamique et constitution d'un projet*. Bruxelles: P.I.E. Lang 2002 (= EcoPolis Nr. 1), 358 S.  
ISBN 90-5201-974-6